Bio 4064
2

Leben
und
Bildnisse
der
grossen Deutschen
von
verschiedenen Verfassern und Künstlern.

Herausgegeben
von
Anton Klein

der Philosophie und schönen Wissenschaften Professor, Kurfürstlich wirklichen geheimen Sekretär und Rath, der Kurpfälzischen deutschen Gesellschaft beständigen Geschäftverweser, und Ehrenmitglied der Künstlerakademie in Düsseldorf.

EIGENTHUM DER STADT AUGSBURG

Zweiter Band.

Mannheim, 1787.

Die Bildnisse werden besonders verkauft.

Vorbericht.

Der Beifall, mit dem der erste Band der Leben und Bildnisse der grossen Deutschen, ich darf sagen, allgemein aufgenommen wurde, ist mir zu wichtig, als daß ich nicht mit neuem Eifer eine Unternehmung fortsezte, die an und für sich und ihres Zweckes wegen schon so viel Reize hat.

Die Verschiedenheit der Schriftsteller und Künstler, und die Beschwerniß, zur Bearbeitung jedes Gegenstandes, nur vorzüglich geschickte Männer anzuwerben, sind die Ursachen, daß dieser zweite Band erst zwei Jahre nach dem ersten erscheinen konnte.

Mit fast unbeschreiblicher Mühe, und grossen Kosten habe ich nun die Vorkehrung getroffen, daß dies Werk nach dem angekündigten Plan ununterbrochen fortgesezt werde, wenn anders Deutschland eine Unternehmung unterstüzt, der es seinen Beifall schenkt.

Mit der Herausgabe des dritten Bandes werde ich die Verfasser der bisher erschienenen Lebensbeschreibungen, und alle die Schriftsteller anzeigen, die für dies Werk zu arbeiten sich anheischig gemacht haben.

Bei dem edeln Zuge aus dem Leben Ludwig des frommen wird man sich erinnern, daß es in dem vorgelegten Plane des Werkes oft angezeigt ist: man werde die schönsten Züge aus der Geschichte der Deutschen hier einrücken, und durch historische Kupferstiche in der Bogenformatausgabe darstellen.

Albrecht

Albrecht Dürer.

Albrecht Dürer, der Sohn eines künstlichen Goldarbeiters, war zu Nürnberg in dem Jahre 1471 *) geboren. Weder die Sitte

*) In dem Geburtsjahre Dürers stimmen seine Lebensschreiber nicht alle überein. Die meisten sezen das Jahr 1471 fest. Sandrad sagt: Germania caliginem suam exuere cœpit, ortu nimirum luminis cujusdam fulgidissimi — quod eveniebat anno 1471 quum Albertus Dürerus Norimbergæ nasceretur.

seines Vaterlandes und Jahrhunderts, noch seine Erziehung versprachen den grossen Künstler, welcher Dürer geworden ist.

In Dunkelheit der Zeiten für Kunst und Geschmack; bei einer handwerksmässigen Bildung; ohne Unterstützung der Grossen; umgeben von Mustern eines barbarischen Geschmackes, unter der Geisel eines bösen Weibes erhob sich Deutschlands Raphael zu einer Grösse der Kunst, welche Kenner seiner Zeit anstaunten, und die Nachwelt noch bewundert.

Schon als Kind wählte er sich das Zeichnen zu seinem Spiele. Oft zeichnete er tändelnd Theile des menschlichen Körpers und ganze Figuren mit erstaunungswürdiger Richtigkeit; und mit einer eben so flüchtigen Leichtigkeit führte er damals schon aus freier Hand einen so sichern Strich, daß auch Kenner keinen Anstand nehmen zu glauben, er sey mit Hülfe der Regel oder des Zirkels gezogen.

Bei Dürern war Kraft des Geistes, was bei andern Folge einer langen Uebung zu

seyn pflegt. Ohngeachtet dessen bestimmte ihn sein Vater zu werden, was er war, nämlich ein Goldarbeiter. Er wurde in der Werkstätte seines Vaters erzogen, und muste seine besten Jugendjahre, wo die ersten Eindrücke des Schönen den Geschmack für das ganze zukünftige Leben zu bestimmen pflegen, in dem mechanischen gefühllosen Handwerk bis in das 16te Jahr dahin leben.

Zum Glücke für die edlern Künste waren ihm die Anfangsgründe der Zeichnungskunst zur Erlernung der Goldschmidtskunst unentbehrlich: dadurch entwickelten sich die Keime der grossen Fähigkeiten des jungen Dürers unter den Augen seines Vaters, der endlich einsehen muste; sein Sohn sey zu etwas grösserem als zu einem Goldarbeiter geboren. Nach langem dringendem Anhalten Albrechts wurde endlich der alte Dürer durch ein meisterlich gezeichnetes Werk, (die sieben Fälle des leidenden Jesus in getriebener Arbeit) dahin bestimmet, ihn seinem Hange zu überlassen, und in die Lehre eines Malers zu thun. Die Wahl des Vaters fiel auf Martin Schön von

Kalenbach, *) der zu seiner Zeit einer der besten Maler in Deutschland, und der erste Kupferstecher war, welcher sich einigen Namen gemacht hat. Der unvermuthete Tod dieses berühmten Meisters vereitelte die Absichten des sorgfältigen Vaters. Er sah sich gezwungen, seinem Sohn einen Lehrmeister in seiner Vaterstadt aufzusuchen. Dieser war Michel Wohlgemuth, **) ein Meister, dessen Name fast mehr durch den Ruf als durch die Kunst seiner Werke auf die Nachwelt gekommen ist; vielleicht heißt er nur deswegen einer der berühmtesten Maler und Kupferstecher Deutschlands, weil Dürer sein Schüler war. So viel weiß man von ihm, daß die Kunst nicht edel genug, sondern handwerksmäsig bei ihm betrieben wurde, welches jede aufkeimende

*) Heut zu Tage: Kulmbach; er wurde gemeiniglich der hübsche Märten genannt.

**) Im Formschneiden aber vielmehr Wilhelm Pleydenwurf. C. G. von Murr Journal der Kunstgeschichte. II. Th. 157. S.

Fähigkeit, wäre sie nicht so groß wie jene des Dürers gewesen, gewiß unterdrückt hätte. Tausend erniedrigende Begegnungen und üble Behandlungen muste Dürer in seinen drei Lehrjahren als Jung von rohen ungesitteten Handwerksgesellen erdulden: aber der Hang zur Kunst war bei ihm zu sehr Natur, und sein Kunsteifer zu warm, als daß ihn etwas, so erniedrigend es auch war, darnieder schlagen konnte. Er schwung sich durch seine Geisteskräfte troz aller Hindernisse empor, und so weit empor, daß ihm bald sein Meister selbst nicht folgen konnte. Er verlies denselben, wo dieser die Natur verlies; eilte ohne fernere Leitung den Weg der Natur, welche er allein studirte, fort; und diese Art des Studirens, worinn er nur seinem Geschmacke folgte, trug zu seiner Bildung am meisten bei.

Nach einer dreijährigen Lehrzeit trat Dürer in dem Jahre 1490 seine Reisen an, um seinen Geist ausserhalb seiner Vaterstadt mit den Seltenheiten der Kunst zu nähren. Vier Jahre lang durchreißte er, mit dem wärmsten Gefühle für jedes Schöne in der Kunst, Deutschland, die Niederlande und

den Venetianischen Freistaat. Weit entfernt war aber Dürers Art zu reisen von jener, welche zu seiner Zeit von den Künstlern in Deutschland zunftmässig getrieben wurde. Traten sie aus der Lehre; so giengen sie höchstens von einer Reichsstadt zur andern, und arbeiteten bei verschiedenen Meistern. Dürer sah dieses als Entehrung der Kunst an, und benutzte die Gewohnheit als wahrer Künstler. Da er in sich ohnehin etwas grösseres fühlte, als alles das, was er in Deutschland fand: so verlies er bald sein Vaterland, und brachte die meiste Zeit seiner vierjährigen Reisen im Auslande zu, um Denkmäler und Muster der Kunst dort aufzusuchen. Ohngeachtet dieser Bemühung Dürers, kann man dennoch seine Reisen eher mit der Wanderschaft eines Handwerkspursches, als mit den heutigen Reisen der Kunstliebhaber vergleichen. Diesen steht nun jede Kunstkammer offen, worinn sich alles das befindet, was zu ihrer Vervollkommnung dienet; das alles war zu Dürers Zeiten noch selten zu finden. In Deutschland sind die Denkmäler der Kunst aus den goldenen Zeiten des Altertums seltene Erscheinungen gewesen;

Bilder und Bildsäulen von dem steifsten gothischen Style waren die gewöhnlichsten Gegenstände. Die Niederlande hatten ihre Rubens und van Dyck noch nicht, Männer, welche allein Dürers Arbeiten einigen Feilstrich hätten geben können; Die Malerei war daselbst noch auf sehr niedriger Stufe; Lukas von Leyden, sein nachmaliger freundschaftlicher Wetteiferer, war noch ein Knab. Albrecht suchte Lehrer, und fand nur Bewunderer.

Von Italien hatte Dürer, so zu sagen, nur die Schwelle, das Venetianische Gebiet berühret; und dieses zu einer Zeit, wo die Kunst mit ihren ersten grossen Meistern Giorgioni und Titian noch im Aufblühen war. Das Florentinische und römische Gebiet hatte er nicht betreten, wo doch dazumal die neu eröfneten Schulen der bildenden Künste die besten Muster aus dem Alterthum aufgestellt hatten. Der Genius der Kunst leitete ihn vielleicht nur deswegen so bald wieder nach Deutschland zurück, damit es nicht scheinen möchte, Dürer habe seine Grösse italienischen Meistern, oder den Mustern der Griechen und Römer zu

verdanken. Nach vier Jahren hatte Dürer seine Reisen geendigt, und wählte nun seine Vaterstadt zum Sitze seiner Kunst. Von da aus verbreitete sich bald sein Ruhm nicht nur in das übrige Deutschland, welches stolz darauf wurde, ihn erzeugt zu haben, und zu besitzen; auch Italien bewunderte seine Arbeiten als ganz unerwartete Erscheinungen jenseits der Alpen, und war gerecht genug, die Zeichnungen des deutschen Meisters als Muster der Kunst zur Nachahmung aufzustellen; besonders in Köpfen und Holzschnitten wetteiferten viele italienische Meister, seiner Manier zu folgen. Sein wahrhaft allgemeines Genie ließ sich nicht allein bei der Malerei einschränken; er verbreitete sich mit gleichem Glück und Stärke über alle bildende Künste. War er groß als Maler: so war er es noch mehr als Kupferstecher und Formschneider; auch in der Bildhauerei und Baukunst besaß er nicht gemeine Geschicklichkeit. Sich selbst und seinem Kunsttriebe überlassen, wurde er der grosse Meister, von dem man sagen kann, daß alle seine Kunst ursprüngliches Eigenthum sey, nicht entlehnet; nicht nachgeahmet; ganz aus sich selbst

geschöpfet. Der Schöpfer seiner Vollkommenheit, der alle Künstler vorhergehender Jahrhunderte übertraf, und eine Grösse erreichet hat, die ihn als einen der seltnesten Menschen aller Zeiten und Nationen verewiget. Dieses Lob legen ihm Ausländer, Franzosen und Italiener bei: es darf uns um desto weniger verdächtig seyn. „Nur durch sich selbst, sagt „Bullart, ein gelehrter und kunstverständiger Franzos, „erwarb sich Dürer eine so grosse „Geschicklichkeit in allem demjenigen, was „Zeichenstift, Grabstichel und Pinsel vortrefliches hervorbringen können; den Römern „kam er nicht nur gleich; er übertraf sie auch „in manchen Stücken.“ *)

*) Il a aquis de soi-même une connoissance de tout ce, qui peut illustrer le craion, le burin & le pinceau, qui n'a pas seulement egalé les Romains, mais même les a surpassés en aucunes de ces choses. *Isa. Bullart Academie des Sciences & des Arts*, T. II. L. 6. p. 383.

Dürers Verdienste um die bildende Künste wurden von seinem Vaterlande eben so hoch geschätzet. Er sah die allgemeine Bewunderung seiner Landsleute, hörte den lautesten Beifall der Kenner, hatte die Hochschätzung und Liebe der ersten Fürsten Deutschlands, und empfieng seiner Kunst würdige Ehrenbezeugungen und Belohnungen. Kaiser Maximilian I. schätzte seine Kunst so hoch, daß er ihn in den Adelstand erhob, und ihm ein Wappen mit drei silbernen Schilden im blauen Felde zu führen erlaubte. Dazu soll folgender Vorfall Anlaß gegeben haben: Dürer hatte für Maximilian eine Zeichnung in der Höhe an einer Wand zu entwerfen. Der Kaiser, welcher zugegen war, befahl einem von seiner umherstehenden adelichen Dienerschaft, dem Künstler die schwankende Leiter zu halten, damit er nicht Gefahr laufe. Der Adeliche gehorchte, aber mit einigem Widerwillen, als entehrte solches seinen Stand; worauf der Kaiser zu ihm sagte: aus jedem Bauern kann ich einen Edelmann: aber aus allen meinen Edelleuten keinen Dürer machen. Kaiser Karl der V hatte nicht minder Hochachtung für ihn: beide grosse Kaiser

unterstützten Dürers Kunst mit einem reichen Jahrgehalte, und befreiten ihn dadurch von dem nicht seltenen Schicksale unserer heutigen deutschen Künstler, welche, um nicht in ihrem Vaterlande zu verhungern, sich entweder dem Wucher gewinnsüchtiger Kaufmannsseelen überlassen oder auswandern müssen. Ferdinand König von Ungarn und Böhmen war der gröste Liebhaber seiner Arbeiten. Nicht nur dieser, sondern alle Fürsten Deutschlands bestrebten sich, seine Werke mit dem erhöhtesten Preise an sich zu kaufen, um ihre Kunstkammern damit zu bereichern. Gelehrte und Künstler seiner Zeit legten ihm die grösten Lobsprüche bei; unter welchen vorzüglich Erasmus von Rotterdam war, der einen so hohen Begriff von seiner Geschicklichkeit hatte, daß er in einem seiner Briefe sagt, Dürer verdiene über allen Gewalt der Parzen, und das gemeine Schicksal der Sterblichen erhaben zu seyn. *)

*) Dürero bene volo ex animo: cum tali polleat arte, ut Parcarum effugere mereatur rigorem. *Erasm. Rott. Epist. ad B. Birkheim.*

Die Natur hatte in Dürern alles vereiniget, was ihn zum liebenswürdigen Manne machen konnte. Nebst den grossen Vorzügen des Geistes hatte er eine sanfte gute Seele, und die glücklichste Bildung des Körpers. Auf seiner hohen gewölbten Stirne, und in dem scharfen feurigen Auge saß denkender Ernst vermischt mit einer heitern offenen Miene, welche den leutseligen Menschenfreund, der er auch in der That war, ankündigte. Das Bild alter deutscher Redlichkeit, Offenherzigkeit, und unverfälschter Treue. *) Bei all seiner Geschicklichkeit hatte er so wenig Stolz, und

*) Dederat huic natura corpus compositione & statura conspicuum, aptumque animo statioso, quem contineret, ut justitiæ suæ, quam solet extollere Hippocrates, etiam in hoc non oblata fuerit. Erat caput argutum; oculi micantes; nasus honestus, & quem Græci tetraganon vocant; proceriusculum collum; pectus amplum; castigatus venter; femora nervosa; crura stabilia; sed digitis nihil dixisses vidisse elegantius. *Melch. Adami in vitis Germ. Philos. p. m. 66.*

so viel sittsame Bescheidenheit, daß er die Arbeiten anderer Meister nie zu streng beurtheilte oder tadelte. Waren die Fehler eines Werks auch noch so häufig; so wuste er doch allezeit noch so viele Schönheit aufzufinden, die ihm Lob anstatt Tadel auf die Zunge legten; zum wenigsten sagte er: Der Meister hat das Seinige gethan. Wie weit entfernt von jenem niederträchtigen Handwerksneide, der gewöhnlich in den Werkstätten feiler Brodarbeiter erzeugt und genährt wird; aus dem Herzen eines Meisters edlerer Künste allezeit verbannt seyn sollte.

Ueberhaupt war Dürers moralisches Gefühl (der gröste Vorzug eines gemeinnützigen Künstlers) sehr groß und edel gestimmet. Mit aller Wärme empfand er den Werth der Sittsamkeit und Religion: nie würdigte er seinen Pinsel oder Grabstichel (obwohl ihn auch dabei der Geschmack und die Sitte seiner Zeiten mag geleitet haben) zu schlüpfrigen Tändeleien herab, welche der Tugend zum Anstosse und den Lüsten zum Reitze dienen. Vielmehr gab das Grosse und Erhabene der Religion, wovon

er ganz durchdrungen war, seinen Werken den höchsten Schwung.

Der Werth seines so edlen Charakters und guten Herzens wird durch die mannigfaltigen Prüfungen noch mehr erhöhet, welche er mit sanfter Gelassenheit die Hälfte seines Lebens erduldete. Er war unglücklich in der Wahl seiner Frau, mit welcher er sich im Jahre 1494 verheirathet hatte. Ihre Denkungsart, die der seinigen ganz entgegengesetzt war, der Stolz und Geitz dieses zanksüchtigen Weibes verbitterten ihm den schönsten Theil seiner Tage. Unaufhörlich quälte sie ihn, er solle fleisiger arbeiten: da man doch, wenn man nur seine übergebliebenen Arbeiten zählt, über seine Geschäftigkeit erstaunen muß. Je weicher sein Herz zur Liebe und Freundschaft geschaffen war; desto empfindlicher musten ihm diese Kränkungen seyn. Diesen häuslichen Umstand muß man auch zu jenen Hindernissen zählen, die auf die höchste Vervollkommung seiner Kunst nicht den günstigsten Einfluß hatten. Für einen Philosophen, wie Sokrates war, mag Xantippe wohl ein gutes Hausmittel gewesen seyn,

um die kaltblütige Geduld, die er seinen Schülern so schön vorpredigte, gleich in Ausübung zu bringen. Allein für den bildenden Künstler kann so eine unholde Wirthin nicht Beförderung der Kunst seyn. Gewiß ist es, daß häuslicher Friede, Heiterkeit des Geistes und ungestörte Muse zum glücklichen Zeitpunkte der Begeisterung erfordert werden, worinn die vollkommensten Werke ihr Daseyn erhalten. Würde Dürer sich nicht Ideale höherer Schönheit, welche man in seinen Werken so oft vermißt, haben schaffen können, und auch mehr sanfte Anmuth in seine Manieren gebracht haben, wenn er in den reizenden Szenen einer glücklichen Familie, wo in dem Umgange und der Liebe einer sanften Gattin, und in dem Kreise unschuldiger Kinder, die feinsten Züge der Schönheit sich enthüllen, der Natur manchen glücklichen Zug hätte abgewinnen können?

Was ihm die häusliche Liebe versagte, suchte er sich durch den vertraulichen Umgang seiner Freunde zu ersetzen. Sein wärmster Busenfreund war Bilibald Birckheimer, kaiserlicher Rath, und ein so grosser Staatsmann als

Gelehrter, auf dessen Anrathen er sich auf einige Zeit von seiner Frau, um sie zu bessern, entfernte, und abermal eine Reise in die Niederlande machte. *) Da machte er die engste Freundschaft mit dem grossen niederländischen Meister Lukas von Leiden, den er zuvor schon durch seine Arbeiten hatte kennen und schätzen gelernt, und dessen Kupferstiche allezeit der Gegenstand seiner Bewunderung und seines Lobes waren. Das Denkmal ihrer Freundschaft sind ihre Abbildungen, welche ein jeder Künstler von dem andern machte. Unter den auswärtigen Freunden Dürers därfen wir den grossen Raphael von Urbino nicht vergessen; dieser schickte ihm zum Zeichen seiner Hochachtung

*) Dürer war im Jahr 1520 und 1521 mit seinem Weibe in die Niederlande gereiset, wie sein eigenes Reisejournal, welches C. G. von Murr im Journal zur Kunstgeschichte VI Theil 55 S. anführet, bezeiget. Hat er noch eine Reise dorthin, um sich von seiner Frau zu entfernen, gethan, wie alle seine Lebensschreiber angeben: so muß dieses in den Jahren 1523 oder 1524 geschehen seyn.

tung sein Bildniß und eigenhändige Zeichnungen, nachdem ihm Dürer schon zuvor das seinige nebst einigen Kupferstichen von seiner Hand gesendet hatte.

B. Birkheimer, bewegt durch die Bitten der Frau seines Freundes, die alle Besserung gezeigt und versprochen hatte, überredete Dürern, wieder nach Hause zurückzukehren. Er that es auch; allein die unaufhörliche Neckereien und Kränkungen, welche das böse Weib fortsezte, zehrten den guten empfindsamen Dürer vor der Zeit auf. Er starb in dem Jahre 1528, im sieben und fünfzigsten seines Alters; und Deutschland verlor mit ihm seinen ersten grossen Meister, den deutschen Vater der bildenden Künste, der gewiß grösser als Raphael geworden wäre, hätte er Michael Angelo, Rom und Leo den Zehnten vor sich gehabt.

Die dankbare Nachwelt, welche Dürers Verdienste nach Würde schäzte, suchte sein Lob und die Sehnsucht nach ihm durch verschiedene Sinngedichte und Grabschriften auszudrücken.

Keine derselben verdient aber hier angeführt zu werden: sie bleiben allezeit schäzbare Denkmäler der Dankbarkeit und Hochachtung, welche das Vaterland einem so grossen Manne stiftete; aber nicht des besten Geschmackes jener Zeiten, wo schaler Wiz und überspannte Lobsprüche nur zu oft gelehrt hiessen. Nur B. Birkheimers Grabschrift, worinn er seiner Freundschaft mit Dürern ein Denkmal stiftete, dürfen wir hier, ihrer edlen Einfalt wegen, den Plaz nicht versagen: sie lautet also:

M. B. S.

Memoriae Alberti Dureri, viri optimi ac ætate sua pictoris absolutissimi, qui non solum primus e germanis picturam auxit, illustravit, ac ad severiorem legem restrinxit, sed & literis posteritati commendare coepit, ob quam rem, præcipueque mores compositos, prudentiam & modestiam singularem Norimbergensibus suis imo ceteris omnibus fuit carissimus; Divo vero Maximiliano ac Nepoti ejus Carolo, cæsaribus, nec non Ferdinando Hungariæ ac Bohemiæ Regi acceptissimus, qui illum annuo largoque stipen-

dio foverunt, ac summo prosecuti sunt favore. Obiit autem non sine magno amicorum desiderio VIII Idus Aprilis anno MDXXVIII ætatis vero suæ LVII. Bilibald Birkheimerus amico integerrimo.

M. P.

Ruhe der abgeschiedenen Seele.

Dem Andenken Albrecht Dürers, des besten Mannes und vollkommensten Malers seiner Zeit, der nicht nur der erste unter den Deutschen war, welcher die Malerkunst erhöhte, veredelte und in strengere Gesetze einschränkte; sondern auch durch seine Schriften der Nachwelt schäzbarer machte. Er war deswegen, und vorzüglich auch wegen seinen feinen Sitten, seiner Klugheit und besondern Bescheidenheit von seinen Nürnbergischen Mitbürgern, ja auch von allen Auswärtigen höchst geschätzet; und bei

weiland Maximilian, und seinem Enkel Karl, beiden Kaisern, auch bei Ferdinand, König in Ungarn und Böhmen, sehr beliebt, welche ihn mit einem reichlichen Jahrgehalt begünstigten, und in höchster Gnade gewogen waren. Er starb, nicht ohne grosses Leidwesen seiner Freunde, den sechsten Ostermonat in dem Jahr ein tausend fünf hundert acht und zwanzig, in dem Alter von sieben und fünfzig Jahren. Bilibald Birkheimer hat seinem aufrichtigen Freunde dieses Denkmal gestiftet.

Man fand nach Dürers Tode unter seinen Papieren noch manche schäzbare Ueberbleibsel seiner Kunst; jene Zeichnungen nämlich, welche er mit der Feder gemacht hatte. Dieser bediente er sich gewöhnlich, um seine flüchtigen Gedanken zu entwerfen, und wuste sie sehr glüklich und fein zu führen. So sehr auch die Schraffirungen unter einander laufen: so durchkreutzen sie sich doch selten. Die Köpfe sind vorzüglich schön, und hin und wieder mit punktirten Strichen, um die Falten der Haut auszudrücken bezeichnet. Die Falten der Gewänder aber hängen gerade, wie Stricke,

neben einander herab; und ein gewisser trockner gothischer Geschmack herrscht in allen Stücken. Dieses sind überhaupt untrügliche Kennzeichen, woran man Dürers Arbeiten erkennen kann. Aus seinen flüchtigen Zeichnungen blicket mehr Geist, als aus seinen Kupferstichen; beide sind aber nach einerlei Style gearbeitet.

In Dürers Gemälden findet man so was neues und sonderbares in Zeichnung, und Zusammensetzung und Ausführung des Ganzen, daß man den schöpferischen Geist seiner eignen Manieren, der kein Muster zur Nachahmung vor sich hatte, darinn nicht verkennen kann. Die Religionsgeschichte war ihm die reichste Quelle grosser und erhabener Gedanken. Aus dieser wählte er die interessantesten Gegenstände, welche seinem guten und richtigen Geschmacke nicht weniger Ehre machen, als seinem sittlichen Gefühle. Diese an sich schon grossen Gegenstände in dem vortheilhaftesten Auftritte mit lebhaftem Ausdrucke darzustellen, war das Werk seiner fruchtbaren Einbildungskraft. Das lebhafte Feuer derselben, welches

ihn bei Erfindung und Anordnung seiner Ideen begeistert hatte, gab seinem Geiste jenen Schwung, der seine Werke öfters zu einem ungewöhnlichen Grade des Grossen und Erhabenen erhöhte; und ihnen aber auch zugleich den deutlichen und bestimmten Ausdruck verschaffet, welcher das Kennzeichen eines leichten und flüchtigen Genies ist. So feurig auch seine Einbildungskraft war, so verirrte er sich doch in der Hitze derselben nie so sehr, daß er sich von der Warheit des Ausdrucks zu weit entfernte: Richtigkeit der Zeichnung ist eine der ersten Schönheiten seiner Arbeit. So ist auch die Ausführung seiner Gemälde nicht minder schön: meisterhafte Pinselzüge und unverdrossener Fleis in Ausarbeitung des Ganzen bis zu den unmerklichsten Kleinigkeiten gab seinen Arbeiten einen nicht gemeinen Grad der Vollkommenheit. Schmelz und Harmonie des Kolorits war bis zum Entzücken darinn; seiner Farben Dauer und Schönheit werden noch jeẓt neben den besten flandrischen und venezianischen Gemälden bestehen, und stets bewundert werden. Die Perspektive ist in allen seinen Werken so genau beobachtet, daß man

sagen kann, Dürer habe dieses nöthige Stück der Malerei zuerst gelehrt, und in der Ausübung gezeiget, und alle folgende grosse Meister darin zu Schülern gehabt. Seine Porträtgemälde haben Aehnlichkeit, Leben und karakteristischen Ausdruck; seine Landschaften nehmen sich durch die Wahl angenehmer und sonderbarer Lagen vorzüglich aus. Die Geschichtsstücke sind durch ihre Erfindung sowol, als Zusammensetzung die grösten Beweise seines schöpferischen Geistes; und seine Phantasiestücke sind Geburten der fruchtbarsten Einbildungskraft.

Man mus es dem Zusammenflusse nicht allzugünstiger Umstände, worin Dürer geboren und erzogen war, und gelebt hatte, zuschreiben, wenn man bei so vielen Vollkommenheiten noch manches vermisset, welches ihm das Studium der Antiken, Kenntniß der Geschichte, und der Umgang mit einer feinern Welt leicht würde verschaft haben. Daher kam es, daß er das Uebliche (Costûme) in Tracht und Kleidung oft vernachlässigte. Man sieht auf seinen Gemälden Marie und ihre

Begleiterinnen in altdeutscher Tracht, und Juden mit Stutzbärten, wie es zu Dürers Zeiten Mode war. Wenn man gleich in manchen Arbeiten Dürers, welche einen Raphaelischen Geschmack verrathen, und Studium der Antiken voraussetzen, ganz augenscheinlich bemerket, er müsse schon einen vertrauten Umgang mit einigen Werken Griechenlands und Roms, vielleicht auf seinen venetianischen Reisen oder durch zugeschickte Zeichnungen seines Freundes Raphael gehabt haben: so wünschet man doch überhaupt bei Betrachtung seiner Zeichnung, er hätte sich länger und mehr mit diesen besten Mustern des Altertums bekannt machen können, um allezeit eine bessere Auswahl des Schönsten, das in der Natur liegt, zu treffen: seine Figuren würden einen sanftern Umriß, mehr gefälliges in den Formen, und eine höhere Grazie der menschlichen Schönheit erhalten haben; sein Geschmack würde edler, und seine Manieren weniger trocken und gezwungen gewesen seyn; seine Zeichnung, die zwar allezeit richtig, würde aber auch seltner hart und steif, und die Absetzung der Farben in Licht und Schatten, wie auch die Brechung

derselben in der Luftperspektive angenehmer ausgefallen seyn. Doch diese Unvollkommenheiten sind nicht sowol Dürers Fehler, als nothwendige Folgen der Lage, worein er versezt war.

Als Kupferstecher verdient Dürer ein sonderbares Denkmal. Der deutschen Nation gehört unstreitig die Ehre der Erfindung, und Dürern der Name des andern Erfinders dieser so schäzbaren Kunst. Sie war vor seiner Zeit noch in ihrer rohen Kindheit; Dürer erhob sie aus der Wiege, und zu einer Stärke und Grösse, die ihn ohne Ausnahm zum ersten Verbesserer dieser Kunst machet.

Was die Buchdruckerei Guttenbergen, Fausten und Schäfern, das hat die Kupferstecherkunst Dürern zu verdanken. Diese deutschen Männer waren die zweiten Schöpfer beider so gemeinnützigen Erfindungen, die allzeit der Stolz unseres Volkes seyn werden. Erst im sieben und zwanzigsten Jahre fieng Dürer an, in Kupfer zu stechen; und schon sein erstes Stück war

ein Beweis, daß Genie nie was mittelmäßiges erzeugt. *)

Die Blatte stellt vier entblößte Weiber vor, deren eine, welche vorwärts stehet, einen Schleier mit der linken Hand vorhält, über ihren Häuptern schwebt eine Kugel; sie aber stehn in einem Kreise mit in einander geschlun-

---

*) Israel van Mecheln a gravé le premier cette estampe, & sur le globe se trouvent les lettres G. B A. c'est à dire: Gott behüte alle; & en bas Israel V. M. zu Boeckholt.

Albert Durer l'a copié en 1497 en corrigeant le desſein avec cette diference qu'il a mis sur le globe l'année & les lettres O. G. H. O Gott hilf!

Cette piece nous donne lieu a conjecturer, qu' Albert Durer pourroit bien avoir été à Boeckholt, quand il fit ses voyages en Païs-bas, soit en y allant, soit en retournant vers 1493 où 1494. Idée generale d'une Collection compl. d'estampes p. 223.

genen Händen, gleich den Grazien, für welche sie auch von einigen gehalten worden. *)

Sie mögen nun Grazien seyn oder Zauberinnen, wofür sie andere und zwar mit mehrerm Grunde erkennen: sie sind und bleiben ein Meisterstück der Kunst, welches Epoche macht.

---

*) Herr Hüsgen hält diese Platte keineswegs für die erste Probe Dürers im Kupferstechen; verwirft auch die Meinung des Herrn von Heinecken, welcher behauptet, Dürer habe sie von Mecheln kopirt. Er beweiset, daß sie vielmehr eine Kopie nach Wohlgemuth sey, von welchem Meister er dieses Blatt mit w. bezeichnet besitzet. Der Gedanke, als wenn es Dürers erstes Blatt sey wegen der Jahrzahl 1497, fällt also, wie Herr Hüsgen sagt, schlechterdings hinweg: indem auch jenes des Wohlgemuths mit dieser Jahrzahl bezeichnet ist, welche Dürer im kopiren wahrscheinlich beibehalten hat. Es können also viele von seinen Blättern, die weit geringer, als diese von den Zauberinnen, und ohne Jahrzahl sind, die Vorspiele zu diesem vollkommenern Stücke gewesen seyn.

Der äusserst feine und glänzende Stich zeichnet dies Werk als das erste in seiner Art vor allen vorhergehenden besonders aus, und erwarb Dürern einen allgemeinen Beifall bei Deutschen und Ausländern, dem bald sein ausgebreiteter Ruhm folgte. Und in der That verdienten diese Erstlinge der verbesserten Kunst die Bewunderung aller Kenner. Sie hatten schon einen solchen Grad der Nettigkeit und Vollendung, daß seine Nachfolger mit aller Feinheit ihres Grabstichels denselben nur selten erreichen konnten. Ausländer, besonders italienische Meister machten es sich zum Geschäfte, in diesem Stücke seine Schüler zu seyn.

Dürers glücklichem Forschungsgeiste sollen wir auch die Aezkunst zu verdankeu haben; eine Erfindung, welche sowohl wegen der Möglichkeit geistreicherer Darstellung verschiedener Gegenstände, als wegen der leichtern und geschwindern Ausbreitung der Kunstwerke beinahe wichtiger ist, als die Kunst mit dem Grabstichel zu stechen. Um die Ehre dieser Erfindung für Deutschland zu behaupten, und

die Italiener, welche des Parmeggiano geäzte Stücke von dem Jahre 1530 als die Erstlinge dieser Kunst anführen, zu widerlegen, weiset Sandrart drei von Albrecht Dürern geäzte Stücke als die ältesten ihrer Art auf, *) welche zehen bis fünfzehen Jahre früher als jene des italienischen Künstlers verfertiget, und schon mit so vieler Kunst bearbeitet worden sind, daß man fast muthmassen sollte, Werke von einem solchen Grade der Vollkommenheit, welche schon viele Versuche voraussetzet, könnten unmöglich Erstlinge dieser Kunst seyn.

Seine Holzschnitte sind von gleichem Werthe. **) Ihm hat man sowohl den bessern

---

*) Le petit *Ecce homo* marqué de l'annee 1515; *Le Christ au mont des Olives* avec l'anne 1516; *Les Anges de la passion* & le grand Canon faits en 1518 comme des gravures faites par notre Albert Durer. *Idée generale d'une collection d'estampes p.* 255.

**) C. G. von Murr Journal zur Kunstgeschichte, II Th. 171 S.

Geschmack in der Zeichnung, in dem Ausdrucke, der erstaunungswürdigen Mannigfaltigkeit der Köpfe, in den Stellungen und den Gewändern, als auch vieles in dem mechanischen der Kunst des Formschneidens zu danken. Seine Holzschnitte empfehlen sich vorzüglich durch ihren bis zur Verwunderung ungewöhnlichen Ausdruck und Haltung; durch Nettigkeit sowohl der graden als der Kreuzschrafirungen und die Freiheit in starken Einschnitten; alles ist so meisterlich und in so hohem Grad der Vollkommenheit ausgeführt, daß keiner der nachfolgenden Formschneider so viele Vorzüge beisammen aufweisen kann, ob ihn gleich viele in einzeln Vorzügen übertreffen. Jene die in das helldunkle gearbeitet sind, streiten mit den Arbeiten des Hugo Carpi um die Wette.

Der berühmte Bologneser Markus Antonius Raimondi, welcher seine Kupfer nach Raphael verfertigte, bezeigte, daß er Dürers Verdienste im Formschneiden zu schätzen wisse; indem er dessen Holzschnitte, die sogenannten Passionsstücke nachmachte, und um den Be-

trug desto besser zu verbergen, sich aus Gewinnsucht und auf eine ungerechte Weise eben desselben Zeichens schändlich bediente. Dieses hat Dürern genöthiget, eine zweite Reise nach Venedig zu unternehmen, um sich über den niederträchtigen Betrug des italienischen Künstlers zu beklagen, und ferner zu schützen. Weit entfernt aber von aller Nachbegierde bat er für seinen Kunstgenossen, als ihn die Richter mit einer schweren Strafe belegen wollten; er begnügte sich damit, das schärfste Verbot, keine dergleichen Kopien nach Dürern ins künftige zu machen, an alle Kupferstecher des Freistaates ausgewirkt zu haben. Dieses besserte aber den italienischen Meister nicht; er hatte so gar noch die Frechheit, auch Dürers Leben Mariä auf 20 Blätter nachzustechen.

Dürers Schriften.

Auch als Schriftsteller hat Dürer vorzügliche Verdienste. Seine verschiedenen Schriften in dem mathematischen Gefache sind Beweise, daß er einen eben so tief denkenden Kopf, als feines Gefühl des Schönen hatte:

Eigenschaften, die sich nur selten in eben demselben Genie zu paren pflegen. Seine Schriften sind schon deswegen ein merkwürdiges Denkmal für Deutschland, weil sie in der deutschen Muttersprache geschrieben sind; wären sie es auch nicht wegen ihrem innerlichen Gehalte. Dürer hatte keine Studien, und also auch keine Kenntniß in den gelehrten Sprachen; sonst würde er sich auch nach dem Vorurtheile seines Jahrhunderts bequemet, und lieber in jeder andern als der deutschen Muttersprache geschrieben haben. In den Zeiten, wo nur die griechische oder lateinische Sprache einem Werke die Miene der Gelehrtheit gab, hätte Dürer freilich nicht den Anspruch auf den Namen eines gelehrten, aber wohl eines gemeinnützigen Schriftstellers machen können, wenn ihm nicht Erasmus von Rotterdam, ein Freund und Verehrer unseres Künstlers, dieses lateinische Zeugnis gegeben hätte: „Ist sein Buch gleichwol deutsch ge„schrieben: so ist es doch gründlich gelehrt.“ *)

Es

*) Liber germanice quidem, sed eruditissime scriptus, in quo priscos hujus artis heroas imitatus,

Es ist dieses das Werk, welchem er die Aufschrift, Unterweisung in der Meßkunst gab. *)

Es ist in vier Bücher abgetheilt, deren das erste von den Linien handelt; das zweite von den Flächen; das dritte von den Körpern, wo er sich sogar bemühte, die grossen lateinischen sogenannten Fraktur Buchstaben durch mathematische Berechnung und Austheilung mit Hilfe der Viereck in eine richtige und schöne

multa præclara tradidit de mysteriis graphicis. Eras. Rotero. in Dialogo de recta lat. & græc. serm. pronuntiatione.

*) Die Originalausgabe ist zu Nürnberg in Folio gedruckt, und bestehet aus einem Alphabet, und zwanzig und ein halben Bogen mit der Aufschrift: Unterweisung der Meßung mit den Cirkel und Richtscheyt in Linien, Ebnen und ganzen Körpern, durch Albrecht Dürer zusammengezogen, und zu Nutz aller Kunstliebhabenden mit zugehörigen Figuren in Truck gebracht, im Jar 1525.

Form zu bringen. Das vierte von Ausmessung der Körper, wobei seine faßliche Erklärungen überall durch beigefügte Bildnisse anschaulich gemacht werden. Sein anderes Werk behandelt die Kriegsbaukunst unter der Aufschrift: Etliche Unterricht zu Befestigung der Stett, Schloß und Flecken. *)

Ein Werk, das der oben schon gemeldte Herr Bullart in die Hände eines jeden Fürsten und Feldherrn wünschte. **) Die Behandlung ist in vier Abtheilungen, erstens von Anlegung der Wälle und Gräben; zweitens

---

*) Das Titelblatt der Originalauflage ist ganz angefüllt mit dem kaiserlichen Wappen / unter welchem die oben angeführten Worte stehen. Sie ist auch zu Nürnberg im Jahr 1527 in Folio gedruckt / und dem damaligen Kaiser Ferdinand zugeeignet.

**) Son livre de la milice est digne de curiosité des Princes & des Generaux d'armée. Bullart Academie de sciences & des Arts T. II. L. 6. p. 384.

vom Schloßbau; drittens vom Festungsbau nach der dermaligen Befestigungsart; viertens von der alten Art Festungen zu bauen. Was dieses Werk noch kostbarer macht, sind zwölf Stücke Holzschnitte von Dürers Hand, welche theils orthographische, theils ichnographische, theils perspektivische Profile sind.

Dürers vorzüglichste Schriften, welche auch der Maasstab seiner Kunstwerke gewesen zu seyn scheinen, sind die vier Bücher von dem Verhältnisse und Ebenmase des menschlichen Körpers, *) welche ein ganz neues

*) Die Aufschrift der Originalauflage lautet also: Hierin sind begriffen vier Bücher von menschlicher Proportion durch Albrecht Dürer von Nürnberg erfunden und beschrieben, zu Nutz allen denen so zu dieser Kunst lieb tragen. Nur die Ausgabe des ersten Theils geschah unter seiner Aufsicht: Denn der Tod überraschte ihn, und seine Wittwe überlies die drei übrigen Theile dem Jeronimus Formschneider in Nürnberg abzudrucken, welcher sie auch zu Ende des Octobers i. d. J. 1528 vollendet hat. Das ganze Werk hat zwei Alphabet und neunzehn Bogen.

Licht über die Behandlung der Kunst verbreiten, und Gemälde aus Grundsätzen der Natur durch die Meßkunst entwickelt nach der Perspektive zu bilden lehrten. Mit überhäuften Lobsprüchen übersezten In- und Ausländer die sämtlichen Werke Dürers in die lateinische und andere Sprachen; ein Beweis, wie neu und schäzbar die Lehren, welche Dürers Forschungsgeist aus der Natur allein geschöpft hatte, für jeden Kunstkenner waren. So hatte sich Dürer nicht weniger um die Theorie der Künste durch seine hinterlassenen Schriften, als um den praktischen Theil derselben Verdienste gesammelt; da er auch durch so viele Meisterstücke, welche uns den Geist des grossen deutschen Mannes jezt noch so lebhaft vor Augen stellen, die Anwendung seiner Grundsätze verewigt hat.

Dürers Gemälde.

Die Gemälde Dürers sind so zahlreich, und so sehr in der Welt in Kunstkammern Höherer und Niederer zerstreuet, daß ein ausführliches Verzeichniß für jezt noch unmöglich ist.

Die berühmtesten in besondern Kunstsammlungen einzelner Liebhaber sind: Adam und Eva in Lebensgrösse; die Anbetung der Könige; ein sterbender Christus mit allen Passionsinstrumenten; das Leiden Christi; eine Kreuzigung nebst verschiedenen Märtyrern in der Entfernung; eine betrübte Maria mit dem gestorbenen Heiland; das Haupt von Christus; ingleichen das von Maria; noch eine Maria, welche von den Engeln gekrönt wird, eine knieende Magdalena; ein Johannes; die Lukretia; ein Alter in einer schwarzen Mütze mit einer Krone von blassen Rosen in der Hand. Der Rath zu Nürnberg machte dem Kaiser ein Geschenk mit einer Kreuztragung von Dürern, wo die Figuren die damaligen Rathsherrn vorstellten.

Die kaiserliche Bildersammlung zu Wien enthällt vierzehn Sücke von Dürers Arbeiten, die keine andere Sammlung in solcher Anzahl und Schönheit aufweisen kann: Zwei Zeichnungen auf grau Papier, die erste Simsons Thaten, die andere die Auferstehung Christi: Ein Altarblatt vorstellend die Mutter Gottes mit

dem Christkinde auf dem Schose unter einem Baume; zwei Marienbilder mit dem Christkinde auf dem Schose; das Bildniß Kaiser Maximilians des ersten in seinem Sterbjahre gemacht; die heilige Jungfrau mit einem nackenden Christkinde auf den Armen; eine geistlich emblematische Vorstellung der allgemeinen Berehrung der heiligen Dreieinigkeit; die Martern der Christen; ein männliches Bildniß auf antike Art; ein Marienbild mit dem Jesuskind an der Brust; Bildniß eines dicken ansehnlichen Mannes. Aus Dürers Schule, das Leben, die Wunder und das Leiden Christi auf 85 meist zu beiden Seiten gemahlten Täfelchen; die Anbetung der Weisen; Bildniß eines lebhaften jungen Mannes.

Die Dresdner Bildersammlung kann folgende Gemälde von diesem Meister aufweisen: die Anbetung der Könige; Christus mit der Dornenkrone; eine Kreuzigung mit dem Simon von Cyrene; ein kleiner Altar, worauf Maria mit dem Kinde sitzet, und zu Seiten der Erzengel Michael und die h. Katarina vorgestellt sind; die sterbende Maria von

Aposteln umgeben; ein Eremit mit einem Todtenkopf, ein Mann mit aufgeseztem Hut, und einem Brief in der Hand. Ein kleiner Haas mit Wasserfarben.

Unter Dürers Gemälden in der Münchner Gallerie zeichnen sich vorzüglich zween Apostel in Lebensgrösse und eine Kreuzigung Christi aus.

In der Bildersammlung des Grosherzogs zu Florenz: Adam und Eva; Köpfe der Apostel Philipp und Jakob; Dürers Bildniß, welches durch Hollar in Kupfer gestochen worden ist.

Der König in Frankreich besizt drei Stücke Tapeziereien nach Dürers Zeichnungen: Das Leiden Christi; die Geschichte des heiligen Johannes; die verschiedenen Stände im menschlichen Leben.

Der Herzog von Orleans hat von Dürers Hand: Das Brustbild eines Mannes mit einem Papier in der Hand; eine Geburt Christi; eine Anbetung der Könige, und die Flucht in Egypten.

Bei den Jesuiten in Paris war das Gebet Christi im Oelgarten. In der Kurpfälzischen Bildersammlung zu Mannheim eine sterbende Maria, und ein Ecce homo Bild; zu Düsseldorf eine heilige Familie, und die zehntausend Märtirer; zu München die Himmelfahrt Mariä mit den zwölf Aposteln; Lukretia in Lebensgrösse; die vier Evangelisten.

Auf dem Rathhause zu Nürnberg einige Kaiser des Oesterreichischen Hauses; die zwölf Apostel; Dürers Mutter, und sein eignes Bildniß im 30ten Jahre.

In den Zimmern der Akademie zu Mailand einige schöne aber trockene Köpfe von Dürern.

Und wie viele von seinen Gemälden sind noch in allen Reichen Europens zerstreuet, von welchen Herr Keysler viele in verschiedenen Städten Italiens bemerkt, und unter diesen besonders in der Abtei des Bosco in dem Piemontesischen auf einem Gemälde den ganzen Lebenslauf Christi mit so kleinen Figuren, daß

man eines Vergrösserungsglasses nöthig hat, um alles genau zu erkennen; zu Rom in verschiedenen Gallerien sieben Gemälde von Dürern; in der Karthaus zu Neapel, und in dem herzoglichen Pallast zu Venedig auch viele Stücke von demselben.

Auch Engelland besizt viele Gemälde von unserm deutschen Meister, besonders die Arundelische Sammlung, wovon W. Hollar so viel kopiret hat: und noch mehrere, welche Arthur Young auf seinen Reisen in Engelland bemerkt hat.

De la Puente Reisebeschreibungen, und Rich. Twis Reisen durch Portugall und Spanien berichten uns, wie manches Stück von Dürern in diesen südlichen Reichen Europens zu finden ist. Wie viele von seinen Gemälden werden noch in andern Theilen Europens geschäzt und bewundert werden, wovon uns noch die Nachrichten fehlen.

Kupferstiche.

Unter den so häufigen Kupferstichen, welche unter Dürers Namen herumgetragen und ge-

sammelt werden, und welche theils aus Gewinnsucht, theils zur Uebung der Kunst nach Dürers Styl nachgestochen worden sind, halten nur hundert Originalblätter die Probe kunstverständiger Kenner aus, *) davon sieben Eisen, die übrigen drei und neunzig Kupferstiche sind.

Aus dem alten Testament haben wir zwei Blätter von ihm. 1) Adam und Eva mit der Jahrzahl 1504, eines der seltensten Blätter. 2) Juda und Thamar ein seltnes Stück.

Aus dem neuen Testament sieben und zwanzig Stücke darunter sechszehen Stücke Passionsstücke sind. 3) Die Geburt Christi 1504 ist eines der gemeinsten. 4) 4) Die Passion in sechszehn Blättern, davon das Titelblatt, Christus an eine Säule gebunden 1509. 5) Christus am Oelberg betend 1508. 6) Christus im Garten vom Verräther geküßt 1508. 7) Das falsche Zeug=

*) Sieh darüber weitläuftiger räsonnirendes Verzeichnis aller Kupfer- und Eisenstiche von Albrecht Dürer von H. S. Hüsgen.

nis gegen Jesus 1512. 9) Die Handwaschung des Pilatus 1512. 10) Die Geislung Jesu 1512. — 11) Die Verspottung und Krönung Christi 1512. — 12) Das *Ecce Homo* 1512. 13) Die Ausführung Christi 1512. 14) Die Kreutzigung Christi 1511. 15) Die Abnehmung Christi 1507. 16) Die Grablegung Christi 1512. 17) Christi Absteigung in die Hölle 1512. 18) Die Auferstehung Christi 1512. 19) Die Heilung des Lahmen. 20) Christus am Oelberg, eine geäzte Eisenplatte 1515 ein seltenes Stück. 21) Das fliegende Schweistuch, eine geäzte Eisenplatte 1516. 22) Das gehaltene Schweistuch 1513. 23) Das kleine Ecce Homo von 1512, feiner Eisenstich. 24) Das grosse Ecce Homo 7 Zoll hoch und 5 Zoll breit von 1512 ist eines der allerseltensten Blätter Dürers. 25) Das Ecce Homo ohne Jahrzahl. 26) Die grosse Kreutzigung 1508. 28) Das jüngste Gericht, eines der unvollkommensten in der Ausführung, und vielleicht auch eines der ersten Stücke von Dürers Hand. 29) Der verlorne Sohn.

Marienbilder, sechszehn Stücke.

30) Maria und Anna. 31) Maria auf einem halben Mond. 32) Maria auf einem halben Mond von 1514. 33) Maria mit der Sternenkron 1508. 34) Maria mit der Sternenkron 1516. 35) Die säugende Maria 1503. 36) Die säugende Maria 1512. 37) Die säugende Maria, hinter ihrem verschleierten Kopf ein grosses offenes hölzernes Thor, durch welches man ein mit hohen Mauern umgebenes Kloster wahrnimmt. Es ist eines der schönsten, aber seltensten Muttergottes Bilder Dürers. 38) Maria am Baume 1513. 39) Maria mit dem Beutel 1514, ein seltenes Blatt. 40) Maria mit der Birne 1511. 41) Maria mit dem gewickelten Kinde 1520. 42) Maria mit dem Affe. 43) Maria mit dem schwebenden Engel. 44) Maria mit zwei schwebenden Engeln. 45) Maria und Joseph ein sehr seltnes Blatt.

Heilige, siebenzehn Stücke.

46) Der heilige Apostel Philippus 1526. 47) Der heilige Bartholomäus 1523. 48) Der heilige Thomas 1514. 49) Der heilige Simon 1523. 50) Der heilige Matthias 1514.

51) Der heilige Sebastian am Baume. 52) Der heilige Sebastian an der Säule. 53) Der heilige Christoph 1521, dessen Kopf nur im Durchschnitt sichtbar ist. 54) Der heilige Christoph 1521. 55) Der heilige Georg stehend. 56) Der heilige Georg zu Pferd 1508. Beide Blätter dieses Heiligen sind selten. 57) Der heilige Antonius. 58) Die heilige Genoveva. 59) Der heilige Hyeronimus, eine geäzte Eisenplatte von 1512. Dieses Blatt ist überaus selten. 60) Der heilige Hyeronimus in der Stube von 1514 ist selten. 61) Der heilige Hyeronimus knieend, ist überaus selten. 62) Der heilige Hubertus 15 Zoll lang, und 10 Zoll breit, von äusserster Seltenheit.

Porträte.

63) Das kleine des Kardinals Albertus von Mainz, 5 1/2 Zoll hoch, 4 Zoll breit. 64) Das grosse des Kardinals Albertus. 65) Kurfürst Friedrich von Sachsen. 66) B. Pirkheimer. 67) Philipp Melanchton 1526. 68) Erasmus Roterodamus 1526, ein seltnes und theures Blatt.

69) Die kleine Fortuna. 70) Türk und Türkin. 71) Der besoffene Landsknecht mit seiner Frau. 72) Die drei Bauern, selten. 73) Koch und Köchin, selten. 74) Die Gerechtigkeit. 75) Die Hexe. 76) Die drei geflügelten Kinder, selten. 77) Der tanzende Bauer und die Bäuerin. 78) Der Dudelsackpfeifer. 79) Der Markbauer und die Bäuerin. 80) Der kleine Satyr. 81) Mann Frau und Hirsch. 82) Der Fähndrich. 83) Die reitende Frau, selten. 84) Der gallopirende Reuter, ein sehr seltenes Blatt. 85) Der knieende Ritter. 86) Der stehende Ritter. 87) Die Misgeburt einer Sau, ein sehr seltenes Blatt, und wahrscheinlich von Dürers ersten Kupferstichen. 88) Die Räuberbande, ein seltenes Blatt. 89) Mann, Frau und Tod. 90) Die Träume, eines der allerseltensten Blätter Dürers. 91) Die vier Hexen, auf welchem die Jahrzahl 1497, wovon oben schon Meldung geschehen ist. 92) Das Wappen mit Hahnen, ein seltnes und theures Blatt. 93) Das Wappen mit dem Todtenkopf, ein schönes

und seltnes Blatt. 94) Ritter, Tod und Teufel. *) 95) Die Melancholie. 96) Der Meermann. 97) Die Entführung, Eisenstich von 1516. 98) Der grosse Satyr. 99) Die Kanone, Eisenstich. 100) Die grosse Fortuna.

Geäzte Stücke.

Es sind zwar schon unter den Kupferstichen manche geäzte Kupferstiche genennt worden; wir wollen aber dennoch, um sie in ihrer Ordnung zu erzählen, die acht noch übrige geäzte Dürerische Eisenplatten anführen.

1) Der heilige Hyeronimus 1512. 2) Christus am Oelberg 1515. 3) Ein sitzender Chri=

*) Dieser Ritter soll Franzen von Sickingen vorstellen, der sich weder um Tod und Teufel bekümmerte, und seinen Feinden unerschrocken entgegen ging. Deswegen findet man auf diesem Stücke nicht allein Dürers gewöhnliches Zeichen, A. D. sondern auch vor demselben ein S. um die Zeitgenossen auf dieses Blatt aufmerksam zu machen.

stus mit einer Dornenkrone 1515. 4) Das Schweistuch nebst 4 Engeln 1516. 5) Die Entführung eines Weibsbilds auf einem einhörnigten Pferde 1516. 6) Das grosse Geschüz bei welchem etliche Türken stehen 1518. 7) Eine heilige Familie ohne Jahrzahl. 8) Eine auf der Erde mit dem Haupt auf dem Küssen liegende sterbende Weibsperson.

Holzschnitte.

Eine noch grössere Menge seiner Holzschnitte finden sich jezt noch vor. Man zählt zweihundert, zwei und sechzig, *) welche mit seinem Namen bezeichnet sind, doch die grosse Menge seiner Gemälde und noch grössere seiner Kupferstiche machen es sehr wahrscheinlich, daß er nur den vierten Theil dieser Holzschnitte selbst verfertiget habe. Die übrigen hat er theils auf Holzstöcke gezeichnet; theils die besten Formschneider nach seinen Handrissen arbeiten

*) C. G. von Murr Journal zur Kunstgeschichte. II Th. 157 sagt hierüber mehreres.

arbeiten lassen. Seine ersten Holzschnitte, die fünfzehen Blätter der Offenbarung Johannes in gros Folio, setzen Kunstverständige in das Jahr 1498. Wir wollen von den übrigen Dürerischen Holzschnitten nur jene hier anmerken, welche er muthmaßlich auch selbst in Holz geschnitten hat.

1) Ein Reuter in einer Landschaft, hinter welchem ein Mann mit einem Partisan läuft. 2) Ein Ecce Homo mit zwei Kriegsknechten. 3) Noch ein anders ohne Zeichen. 4) Herkules mit der Keule, tritt auf einen geharnischten Mann; sein allererstes Stück und also wahrscheinlich von 1498. 5) Ein groser mit Dornen gekrönter blutender Christuskopf; ist das kühnste Stück. 6) Von der grossen Passion sind nur vier Stücke von ihm geschnitten: das Abendmahl; die Gefangennehmung; Erlösung der Gefangenen aus der Hölle; die Auferstehung 1510. 7) Von der kleinen Passion die meisten Platten von ihm geschnitten, wo nicht alle; Dürers Lieblingswerk. 8) Vom Leben Mariä alle Stücke; worunter die Himmelfahrt ein Meisterstück in Kreuzschnitten

und Schraffirungen. 9) Gott der Vater mit der päbstlichen Krone, eben so bewundrungswürdig 1511. 10) Von der Ehrenpforte alle Blätter. 11) Das Bildniß Vyrnbülers 1522. 12) Das Nashorn 1515. 13) Die Belagerung einer Festung, das gröste Meisterstück, und ein höchst seltenes Blatt 1527.

Man zeiget auch Schaumünzen von Dürern, unter welchen ich nur die seines Freundes Pirkheimer, und des D. Luthers anführen will.

Die unzähligen Kopien, welche nach Dürers Blättern und Gemälden gemacht worden sind, können hier unmöglich angeführt werden; nur will ich das Porträt Dürers, weil er selbst das seinige nicht in Kupfer gestochen hat, von Lukas Kilian, und die schöne Blatte von W. Hollar anrühmen, welche uns das Bild unseres grossen deutschen Meisters mit aller der Kunst, welche sein verewigter Grabstichel verdient, noch lebhaft vor Augen stellen.

Albrecht Wallenstein,

Herzog von Friedland.

Wallensteins Bild läßt sich mit wenigen Zügen entwerfen: Der Mann mit vielen grossen Eigenschaften; aber wenigen Tugenden; der als Krieger und Feldherr im hellesten Glanze, als Mensch aber in keinem vortheilhaften Lichte schimmert. Die Natur gab ihm vieles; noch mehr aber das Glück; dies alles brachte er seinem Ehrgeize zum Opfer; nichts der Menschheit, und wenig dem Vaterlande: Es sey denn, seine eignen Vortheile waren

mit jenen des Vaterlandes eng verwebet. Er selbst war sich in allem der Mittelpunkt, wohin sich alle seine Absichten und Bestrebungen richteten. Mit den seltensten Gaben von der Natur bereichert, vom Glücke als erster Liebling begünstigt, setzt er den Biographen in Verlegenheit, zu bestimmen, welchen von beiden er die Bewunderung zu verdanken hat, mit welcher alle seine Zeitgenossen auf ihn hinblickten, und ihn die Nachwelt noch betrachtet.

Seine Geburt war nicht so glänzend, als der Ruf seiner Thaten, der ihn verewigt. Er stammte von mittelmäsigem böhmischem Adel ab. Sein Vater Wilhem von Wallenstein, Herr zu Herzmanicz, und seine Mutter, Margaretha von Schmiezsizky, die ihn den 14ten des Herbstmonats 1583 zu Prag gebar, waren Protestanten, und es fügte sich, daß ihr Sohn, Albrecht von Wallenstein, welcher ein geborner Protestant und in protestantischen Grundsätzen erzogen war, im dreisigjährigen Krieg die Geisel seiner ehemaligen Glaubensgenossen wurde.

Schon am Schulknaben äusserten sich die haltbaren Züge von Wallensteins männlichem Charakter. Das Stille und Sanfte der Wissenschaften machte in den ersten Jahren wenig Eindruck auf seinen stürmischen Geist. Nicht durch reggemachte Wißbegierde, sondern nur mit Zwange konnte man ihm die Anfangsgründe der Wissenschaften beibringen, welche er theils durch häuslichen Unterricht, theils in öffentlichen Schulen bekam. Auf den Schulen zu Goldberg in Schlesien, und als man ihn bald von da wegen gestifteten Unruhen und Aufwieglung seiner Mitschüler verbannte, auch auf der hohen Schule zu Altorf hinterlies er manche Beweise von einer unlenkbaren Gemüthsart, von Starrsinn und Fehdenliebe, die ihn nicht zum Freunde der Musen bestimmten, sondern ins Getümmel des Schlachtfeldes riefen.

Bei allem diesem Widerwillen des jungen Wallensteins gegen das Wissenschaftliche, bei seinen ausschweifenden Studentenstreichen äusserte sich doch immer Lebhaftigkeit des Geistes, geschwind entschlossener Muth, glückli-

ches und schnelles Erfindungsvermögen zu allerhand Auswegen. Der neuerbaute Kerker auf der hohen Schule zu Altorf sollte auf Befehl des Vorstandes der Schulen, zu grösserem Schrecken, den Namen desjenigen führen, der zuerst hinein gesteckt würde. Wallensteins Name sollte bald hernach wegen einem Verbrechen dadurch entehrt werden. Der Pedell war schon im Begriff, ihn einzusperren, als Wallenstein unter der Thüre des Kerkers etwas verweilte, mit Geschwindigkeit einen kleinen Hund hinein sties, und die Thüre zuschloß, mit den Worten: „Nun „muß der Kerker des Hundes Namen führen." *)

Es mag nun der enge Schulraum für Wallensteins grossen Geist zu eingeschränkt; oder die strenge Schulzucht für seinen unbeugsamen Charakter und seine Lebhaftigkeit zu niederschlagend gewesen seyn: für ihn waren Schulen einmal der Plaz nicht, wo er Vor-

*) Leben Gustav Adolfs, aus dem Englischen des W. Harte II Band S. 68.

schritte zur Bildung seines Geistes machen konnte oder wollte. Die grosse Schule der Welt, Hof und Reisen hatten eine glücklichere Wirkung auf ihn. An dem Hofe des Marggrafen von Burgau, Bruder des Erzherzogs Ferdinand, wohin er als Edelknabe aus den Schulen kam, machte er einen merkwürdigen Schritt, der für seine Person und sein folgendes Leben nicht gleichgiltig zu betrachten ist: nämlich der Uebergang von der lutherischen zur katholischen Religion. Wallenstein fiel, als er in einer Predigt, die in der Familie gehalten wurde, eingeschlafen war, von einem hohen Fenster, ohne beschädigt zu werden, herab; und dies soll, wenn wir seiner eignen Aussage glauben dürfen, die Veranlassung zu diesem Schritte gewesen seyn. Der unbekannte Mann, den er gesehen zu haben vorgab, und der beim Herabfallen ihn sanft auf die Erde sezte, mag wohl ein Bild seiner verwirrten und höchst erschütterten Einbildungskraft, oder eine Erfindung, die er passend für seine Plane hielt, gewesen seyn.

Vom Hofe ging Wallenstein auf Reisen. Da fanden erst die glücklichen Anlagen seines Geistes Nahrung, um zu jener Grösse reifen zu können, wozu der Keim in seiner Seele lag. In Deutschland, Holland, Engelland, Frankreich und Italien studirte er Sitten, Gebräuche und Staatskunst dieser Völker, war nicht nur allein Beobachter, sondern auch überall, wie Alcibiades, Nachahmer fremder Sitte und Kleidung. Hier erwachte erst Wissenschaftsliebe in seiner reifern Seele. Er fand sie unentbehrlich zu seiner Grösse, wornach sein Geist nun strebte. In Italien, besonders auf der Schule zu Padua, legte er sich mit allem Ernste auf dieselben, vorzüglich aber auf die Staatskunst und Sterndeuterei (Astrologie.) Jene öfnete ihm den Weg zur grössern Laufbahn der Welt; diese schmeichelte seinem Ehrgeize, und versprach ihm auf derselben den glücklichsten Fortgang. Die Sterndeuter, welche nach der damaligen Sitte der Höfe, wie ehedessen die Auguren zu Rom, den größten Glauben und wirksamsten Einfluß auf die Staatsgeschäfte hatten, waren sein liebster und gewöhnlicher Umgang. Sie ver-

sprachen ihm aus den Geheimnissen ihrer Kunst alles das Grosse, das er sich selbst zum Zwecke gemacht hatte. Wie sonderbar wäre es, wenn eine Kunst, die sich höchstens auf Muthmassungen gründet, der Sporn zu jenem unermüdeten Hinanstreben gewesen wäre, ohne welches sich Wallenstein niemals zu jener erhabenen Stufe würde geschwungen haben, worauf er nachmals glänzte. Voll von diesen schmeichelnden Hoffnungen, und mit Weltkenntniß bereichert kehrte Wallenstein in sein Vaterland zurück. Der Trieb zur Ehre und zum Ruhm war nun in ihm erwacht. Er fühlte sich selbst, und in sich das Vermögen zu allem Grossen; nur Mangel an Reichthum schien ihn noch in seinem Emporstreben zu hindern.

Das Glück mußte nun vollenden, was die Natur angefangen hatte. In dem Kriegsdienste des Erzhauses Oesterreich, welchen er zu seiner Laufbahn wählte, folgte es ihm auf allen Schritten, und überhäufte ihn so verschwenderisch mit Gunstbezeugungen, daß es einem Mann von seinem Stande fast nichts

mehr geben, und er sich nichts mehr wünschen konnte. Eine Heurath mit einer alten, ausserordentlich reichen Wittwe in Böhmen, aus dem Geschlechte von Budowiz, verhalf ihm zu einem Vermögen, das seinen unbegrenzten Wünschen alle Wege öffnen konnte. So wenig reizendes auch die Verbindung mit einer alten Wittwe für ihn haben konnte; so hat es doch Wallenstein der Klugheit und seinem Plane gemäß gefunden, einsweilen über die Aussenseite hinwegzusehen, und nur auf das grosse Ziel hinzuschauen, das er sich vorgesteckt hatte. Seine hervorleuchtenden Eigenschaften und einnehmenden Gefälligkeiten bewegten die alte Wittwe, ihre Hand, die sie schon einem andern verlobet hatte, Wallensteinen zu reichen. Durch Schmeicheleien gewann er ihr Herz, und bald auch ihr ungeheuer grosses Vermögen, welches sie ihm nach einer nicht gar langen Ehe hinterlies.

Fast hätte er aber durch einen Liebestrank, welchen sie ihm, um ihn treu zu erhalten, beibrachte, das Leben verloren. Dieser hatte die gefährlichsten Folgen nicht allein für Wal-

lensteins Gesundheit, sondern auch für seinen Kopf, der dadurch zerrüttet wurde. Er war noch nicht ganz wieder hergestellt, als ihn seine Gemahlin durch ihren Tod zum Herrn von unermeßlichen Reichthümern machte.

Nun trat Wallenstein als ein bemerkungswürdiger Mann auf die Bühne der Welt. Zwei Auftritte des steigenden und des sinkenden Glückes theilen sein Leben in eben so viele Epochen, wo Wallenstein immer als ein ausserordentlicher Mann erscheint.

Im Besize grosser Reichthümer hatte nun Wallenstein die erwünschten Mittel zu seinem grossen Zwecke; weit entfernt, daß er sich dieselben selbst zum Zwecke machte. Viel besitzen, ohne es zu etwas Edlem oder Grossen anzuwenden, ist nur kleinen Seelen eigen, und konnte Wallensteins Herz nicht ausfüllen; es sehnte sich nach etwas erhabenerem, und dazu verwendete er auch sein Vermögen. Er nahm eine glänzende Pracht im Aeusserlichen an, um das Augenmerk der Welt auf sich zu ziehen: alles blickte nun auf seine

Aussenseite; wurde aber dabei aufmerksam auf seinen innern Werth, und verweilte noch länger bei seinen ausserordentlichen Eigenschaften, welche ohne dieses vielleicht im Dunkeln geblieben wären. Seine Freigebigkeit grenzte beinahe an Verschwendung; dadurch gewann er das Zutrauen der Soldaten und Offiziere, und konnte sich bei allen seinen kühnen und rühmlichen Unternehmungen auf sie verlassen. Selbst seinen Fürsten, in dessen Diensten er stand, machte er sich durch seinen grosmüthigen Aufwand verbindlich. So bahnte Reichthum Wallensteinen den Weg zum Ruhme. Klugheit war immer seine Führerin, und Glück sein Gefährte. Was andern mislungen war, schlug glücklich für ihn aus. Mit Wachsamkeit und Vorsicht gieng er in allem zu Werke, und mit einer hartnäckigen Standhaftigkeit führte er es aus. Seine Mannschaft erhielt er da im Ueberfluß, wo das ganze Kriegsheer Mangel hatte; ein Kunstgriff, der ihm immer eigen blieb; wodurch er von allen Seiten Leute an sich zog; immer die zahlreichsten Heere auf den Beinen hatte;

vielleicht auch dadurch allein der glücklichste Feldherr wurde.

Dieses Betragen erwarb Wallensteinen die Gnade seines Fürsten, die Hochachtung seiner Amtsgenossen, das Zutrauen seiner Untergebenen, und die Bewunderung aller, die ihn kannten.

Der Anfang seines kriegerischen Lebens in dem ungarischen Kriege war schon mit Proben seiner Tapferkeit bezeichnet; aber in dem darauf folgenden venetianischen Kriege trat er als eine mehr bedeutende Person auf. Mit dreihundert Reutern, die er auf seine Kosten angeworben hatte, kam er zu der Belagerung der Vestung Gradisca, womit der Erzherzog Ferdinand eben beschäftiget war. Dadurch gewann er die Gunst des Erzherzogs; und seine Thätigkeit bei dieser Belagerung, und die häufigen Beweise seines kriegerischen Genie's, mit dem er in den Augen des Erzherzogs um so mehr zu schimmern sich bestrebte, erwarben ihm dessen innige Freundschaft. Diese wurde noch mehr befestiget, als er

Ferdinanden blos durch Zufall aus einer grossen Verlegenheit zog. Ferdinand war im Jahr 1617 zum König in Böhmen erklärt. Er wollte aber in der Folge die Religionsfreiheit der meist protestantischen Böhmen einschränken. Sie widersezten sich: der Graf Thurn, ein muthiger, feuriger Krieger, drang an der Spitze bewafneter Edelleute mit hitziger Kühnheit in die königlichen Zimmer, um die Forderungen ihrer Freiheit entweder mit Vorstellung oder durch Gewalt geltend zu machen. Seine Unerschrockenheit stieg so weit, daß er seinen Vortrag mit diesen Worten endigte: „Der Degen (auf diesen legte er seine „Hand) wird uns Genügen schaffen, wenn „man es uns versaget.“ In diesem kritischen Zeitpunkte erschien Wallenstein vor dem Fenster des Königs, um eine Kompagnie Kürassier, welche er angeworben hatte, vorzustellen. Das Geräusch brachte den Grafen Thurn aus der Fassung; er fürchtete Verrätherei; warf sich Ferdinanden mit den Mißvergnügten zu Füssen, und bat nun so demüthig um Gnade, als er kurz zuvor unverschämt getrozt hatte. Solch ein Zufall, war er gleich

Spiel des Glückes, muste die Neigung Ferdinands gegen Wallenstein ungemein vermehren. Er hatte ihn schon wegen seiner Tapferkeit im Venetianischen Feldzuge zum Obersten bei den mährischen Truppen erhoben, und nun eilte Wallenstein von Stufe zu Stufe auf der Ehrenbahn fort; besonders, da der ihm so günstige Erzherzog Ferdinand den Kaiserthron bestieg. Er wurde bald hernach in den Grafenstand erhoben, und genoß das Glück, der Liebling des mächtigsten Monarchen zu seyn.

Kaiser Ferdinand der II fand an Wallenstein den Mann mit allen den grossen Eigenschaften, welchen er zum Werkzeuge in Ausführung seines grossen Plans, der gänzlichen Unterdruckung der Protestanten, und der Universalmonarchie Oesterreichs gebrauchen konnte.

Der Religionseifer Ferdinands erregte unter den in ihrer Religionsfreiheit gekränkten Böhmen jene Unruhen, woraus endlich der so verheerende dreisigjährige Krieg entstand.

Diese böhmischen Unruhen stellten Wallenstein auf einen Scheideweg, der ihm die Aussicht zu einem seltnen Glück eröfnete. Die Aufrührer suchten Wallenstein auf ihre Seite zu ziehen. Das Haupt der Aufrührer konnte (war das Glück günstig) zum Haupt des Reiches werden. Doch fand es Wallensteins Klugheit sicherer, Besieger der Aufrührer, als Anführer derselben zu werden. Er begab sich selbst als Oberster der mährischen Völker nach Prag, um die Unruhen zu dämpfen. Die Gemüther waren aber schon zu sehr in Gährung gebracht; selbst seine Soldaten, welche nur zur Vertheidigung der mährischen Stände geworben zu seyn, vorgaben, versagten ihm den Dienst wider die aufrührischen Böhmen. Er war von den Seinigen zum Theile verlassen, und konnte sich nur durch die Flucht retten. Aber bei seiner Flucht erwies er dem Kaiser keinen geringen Dienst, durch die 96000 Reichsthaler, welche er aus der mährischen Landkasse mit einigem Volke nach Wien überbrachte. Dieser Dienst wurde um so schäzbarer, weil er seine mährischen Güter dabei aufopferte, welche den Mißvergnügten zum

Raube wurden. Er blieb nicht unbelohnt. Der Stelle eines Gouverneurs von Mähren war wohl die Treue eines Dieners werth, der sein ganzes Vermögen für das Interesse seines Herrn hingegeben hatte. Der Neid blickte aber auch schon mit schielenden Augen auf seine wachsende Grösse. Ungeachtet seine Thätigkeit für die kaiserliche Sache unermüdet war, und er selbst zu Betreibung derselben tausend Kürassier angeworben hatte: so konnte er doch der Beschuldigung einer Entwendung aus der Kriegskasse nicht entgehen, welche er zu ersetzen angehalten wurde.

Während dem, daß in Deutschland die Verbindung der protestantischen Stände durch die hallische Union, und jene der Katholiken durch die entgegengesezte Würzburgische Ligue das Kriegsfeuer anfachten, welches in Böhmen schon aufloderte, brach es auf der andern Seite der österreichischen Erbländer aus.

Bethlem Gabor, der siebenbürgische Fürst, verband sich mit den aufrührischen Böhmen, drang in Ungarn ein, und erschwung sich zum

Fürsten dieser Nation. Bei dem Heere, welches Ferdinand dem Fürsten von Siebenbürgen entgegensezte, war auch Wallenstein. Seine Tapferkeit erkämpfte sich in verschiedenen Gelegenheiten glänzenden Ruhm; unter andern muthigen Thaten, wodurch er sich in diesem Feldzuge auszeichnete, war die merkwürdigste, daß er mit fünfzehn Kompagnien Reuter sechstausend Ungarn auf dem Schlachtfelde erlegte.

In der Schlacht auf dem weisen Berge bei Prag, wo Friedrich, Kurfürst von der Pfalz die böhmische Krone so geschwind wieder verlor, als er sie eilfertig angenommen hatte, that Wallenstein den lezten Schritt zur höchsten Stuffe seines kriegerischen Lebens. Ehe ihn aber das Glück bis zum unumschränkten Befehlshaber erhob, führte es ihn noch zuvor an den Rand eines nahen Absturzes. Der böhmische Unterkönig, Fürst von Lichtenstein, unter welchem Wallenstein als Statthalter von Mähren stand, verklagte ihn beim Wiener Hofe wegen Untreue und eigenmächtigen Gewaltthätigkeiten im Dienste des Kaisers.

Wallenstein, der vielleicht nicht ganz unschuldig war, sah den Sturm vor, der ihm drohte; ihm zuvorzukommen war seiner Klugheit gemäß. Seine Gegenwart zu Wien gab ihm die Miene der Sicherheit und eines redlichen Bewußtseyns; seine geübte Weltkenntniß war fruchtbar genug an Mitteln, durch blendende Geschenke den Richtern seine Sache in einer bessern Gestalt vorzustellen, und durch mächtige Verbindungen sich Freunde zu verschaffen, wo ihm Feinde drohten. Wallenstein, der Verklagte ward bald der Liebling des Hofes. Er bot alle seine Kräfte auf, das Einnehmende und Reitzende seiner Person in jenem Zeitpunkte schimmern zu lassen, sich nicht nur wider gegenwärtige Feinde zu vertheidigen, sondern auch für immer zu schützen. Seine Kunst, alle Herzen für sich einzunehmen, machte ihm die Gunst des ersten Ministers und Lieblings des Kaisers, des Grafen von Harrach, so ganz eigen, daß ihm dieser sogar die Hand seiner Tochter gab, und in ihr eine schöne, tugendhafte Gattin mit einem unschäzbaren Erbgut.

So spielte das Glück mit seinem Lieblinge; nun drohte es, ihm alles zu rauben; bald aber sezte es ihn auf den höchsten Gipfel menschlicher Glückseligkeit: mächtigen Feinden sezte es mächtigere Freunde entgegen; ersezte verschwärzte Ehre durch dauerhafte Befestigung in der Gnade des Kaisers, und Sicherstellung vor den Gefahren aller Hofränke, der gewöhnlichen Klippe grosser Männer.

Jezt schwung sich Wallenstein allmählig zu einer fürchterlichen Höhe von Ansehen und Macht. Sein Ehrgeiz bekam durch das versöhnte Glück neue Nahrung. Besiegte Hindernisse machten ihn kühner und stärker. Nicht mehr geneigt zu gehorchen, wollte er nun selbst befehlen. Um die Würde eines Generals zu erhalten, erbot er sich, ein ansehnliches Heer auf seine Kosten ins Feld zu stellen. Sein Anerbieten konnte dem Kaiser bei den gefährlichen Unruhen in Ungarn, und der zunehmenden Erbitterung der protestantischen Stände in Deutschland nicht unangenehm seyn.

Wallenstein, durch grosse Gönner unterstüzt, erhielt die Zusage der erwünschten Würde.

Was er aber an der Spitze seines aus eigenen Mitteln geworbenen Heeres ausgeführet habe, davon schweigt die Geschichte: es mag nun entweder für die kaiserliche Sache nicht wichtig genug; oder in Vergleich der übrigen Thaten Wallensteins zu unbedeutend gewesen seyn.

Erst in dem Religionskriege, der nun 1624 in Deutschland auf allen Seiten ausbrach, eröfnete sich die Bühne, wo Wallenstein als der Held auftrat, welcher durch seine glücklichen Unternehmungen das Augenmerk und die Bewunderung von ganz Europa wurde. Je erbitterter die Gemüther, deren Religionsfreiheit gekränket war; je mächtiger die Verbindung der grösten Reichsfürsten; je grösser die Anzahl der feindlichen Heere und die Menge grosser, geübter Kriegshelden und Anführer waren, wider welche man zu kämpfen hatte: desto reicher war der Stoff für Wallensteins kriegerische Talente, und desto ergiebiger das Feld, worauf er Lorbeern ärnten konnte. Die fürchterlichsten Mächte Europens, Frankreich, England, die Niederlande, Venedig

und Savoyen hatten sich verbunden, Oesterreichs überwiegende Macht zu schwächen; an ihrer Spitze war Christian der IV König von Dännemark, der muthigste Eiferer für die Sache der Protestanten in Deutschland, den Durst nach Ehre, und Liebe für seine Religion zu allen grossen Unternehmungen anspornte, welche man sich von einem jungen, feurigen Helden, den Muth beseelet und Klugheit leitet, versprechen konnte.

Dieser heldenmüthige König wäre schon genug gewesen, Wallensteins Kriegserfahrenheit und Tapferkeit auf die Probe zu stellen; aber der Herzog von Braunschweig, der Marggraf von Baaden und der unerschütterte Graf von Mannsfeld waren noch drei Feldherrn, welche mit feurigem Enthusiasmus für ihre gekränkten Landsleute kriegten. Solchen Männern, solchem Strome von Feinden wollte sich Wallenstein entgegen stellen. Seine Seele brannte vor Begierde, etwas grosses auszuführen. Er erbot sich, 50,000 Mann auf die Beine zu stellen, wenn man ihm die Oberbefehlshaberstelle darüber geben wollte.

Ein kühner Gedanke, den nur Wallensteins grosser Geist umfassen konnte. Seine Feinde lächelten spöttisch darüber; selbst jene, welche diesen Gedanken ausgeführt wünschten, hielten den Vorschlag für unmöglich. Sie wüßten nicht, sagten die kaiserlichen Minister, auf was Art man 20,000 Mann unterhalten könnte; wie es wohl möglich wäre, an 50,000 zu gedenken? Wallenstein erwiederte: ich wüste auch nicht, 20,000 zu unterhalten; aber 50,000 nehme ich über mich. Was andern unmöglich schien, war auch nur mit Wallensteins Gesinnungen möglich. Er hat in der That durch Aufstellung und Unterhaltung fürchterlicher grosser Heere am meisten gewaget. Dieser Vorzug möchte wohl Wallensteinen allein eigen bleiben, wenn anders grossen Feldherrn Menschlichkeit werther ist, als grausame Ehrbegierde. Leichter war es freilich Wallensteinen, wie er selbst sagte, 50,000 Mann zu unterhalten, welche durch ihre alles verschlingende Uebermacht die feindlichen Länder überschwemmen, und sich daraus mit grausamer Gewaltthätigkeit Unterhalt verschaffen, ohne Gefahr, überfallen oder vertrieben

zu werden; da unterdessen ein kleineres Heer von 20,000 nicht mit Furcht und Schrecken Nahrung erpressen könnte. Macht die Erfindung dieser Kunst, grosse Kriegsheere ohne Kosten des Hofes zu unterhalten, Wallensteins Kopf Ehre: so entehrt die Ausführung derselben sein Herz, das alles Gefühl der Menschlichkeit unterdrücken muste, um sich für den theuern Preis der Zerstörung ganzer Länder seinen Ruhm zu erkaufen.

Noch zweifelte man bei dem kaiserlichen Hofe an der Ausführung des kühnen Vorschlages, als schon Wallenstein in der Geschwindigkeit über 20,000 Mann auf den Beinen hatte, zum Beweise, was er noch thun konnte und wollte. Alles flog ihm zu: das Zutrauen, welches ihm sein durch Unterhändler ausgebreiteter Ruf und seine bekannten grossen Reichthümer erworben hatten, lockten Leute in seine Dienste, die dem Kaiser selbst nicht dienen wollten. Wallenstein wurde nun am Wiener Hofe als die einzige und stärkste Stüze der kaiserlichen Hoheit betrachtet; er erschwung sich dadurch in den Fürstenstand,

indem ihn der Kaiser als Herzog von Friedland erklärte, und ihm hierauf den Oberbefehlshaberstab übertrug, welchen ihm der Marquis von Montenegro, der zeitherige Feldmarschall des österreichischen Hauses abgeben muste.

Der neue Herzog von Friedland war nun mächtiger, als der Kaiser selbst, und handelte auch eigenmächtiger, als der unabhängigste Monarch. Vor seinem zahlreichen Heere, das er bald zusammengebracht hatte, trozte er den mächtigsten Fürsten des Reiches, und sezte alles in Schrecken. Das Glück, welches ihm in allen seinen Wünschen zuvorkam, blähte ihn auf; die Gunst des Hofes, worinn er durch seinen Schwiegervater, den Minister von Harrach, und seinen ergebensten Freund, den Fürsten von Eggenberg immer mehr befestigt wurde, rechtfertigte alle seine auch noch so eigenmächtigen und widerrechtlichen Schritte. Der laute Beifall zu allem, was er unternahm, brachte den übermüthigen Stolz in Wallensteins Charakter zur Reife, der schon lange in seiner Seele gekeimt hatte. Daher sein Neuerungsgeist in Umstaltung oder gänz-

licher Abschaffung der bisherigen Kriegsgesetze und Zucht. Eine schon betretene Bahn, wie gemeine Seelen, zu wandeln, entsprach nicht seiner Ehrbegierde, die nur im Sonderbaren Befriedigung suchte. Er machte neue Abtheilungen bei seinem Heere; schafte allen Vorzug in Rücksicht der Geburt ab, und ein jeder Officier, der adeliche wie der unadeliche, mußte nach seinem Alter im Dienste seinen Posten nehmen; die Kriegszucht wurde bis zum Schrecklichen streng eingerichtet. In allem ging er neue Wege; die aber dennoch leichter zum Zwecke führten, und worauf eine tiefgegründete Klugheit und langgeübte Kriegswissenschaft immer seine Führerinnen waren.

Das neugeworbene Heer, welches seinen Sammelplaz in Böhmen hatte, mußte nun ausziehen, sollte es das Land nicht aufzehren. Ehe Wallenstein in das Feld zog, ertheilte er noch über hundert Urkunden neuer Kriegswürden, und bestimmte die Obersten seines Heeres, unter welchen drei Herzoge waren; Johann Albrecht und Heinrich Julius von Sachsen, und ein Herzog von Holstein.

Wallenstein voll brennender Begierde, sich gleich Anfangs durch ein grosses Unternehmen auszuzeichnen, eilte nun in Niedersachsen, um den Feind zu treffen, sich mit Tillys Heere zu vereinigen. Grosse und schnelle Züge waren damals die gewöhnlichste Art und gröste Kunst zu kriegen. Vier ansehnliche Heere näherten sich der Weser. Der Graf von Mannsfeld kam aus Holland durch Westphalen; der Graf von Tilly aus Niedersachsen; der König von Dännemark hatte sich bei Bremen gelagert und ging hernach nach Hammeln. So hatten sich die Heere auf dem bestimmten Schauplatze des Krieges gesammelt; aber zum entscheidenden Treffen, welchem der König von Dännemark aus Klugheit auswich, kam es nicht. Es blieb bei kleinen, unwichtigen Gefechten. Der Herzog von Friedland zog mit seinem Heere nach Göttingen; rückte von da nach Ihlefelden, und zwang diese Stadt, Besatzung anzunehmen; ließ hierauf Halberstadt mit 10,000 Mann besetzen. Mit gleichem Glücke rückte er in das Erzstift Magdeburg, nahm viele feste Plätze ein und belegte sie mit kaiserlichen Völkern. Wohin er nur immer

kam, musten sich die Einwohner in kaiserliche Devotion (wie man es nannte) ergeben. Ein Ausdruck, welcher schon nach dem weit aussehenden Plane Ferdinands gestimmt war, und dem man bei günstigem Glücke zu seiner Zeit die beliebige Bestimmung würde gegeben haben. Die Städte Halle mußten sich auch zu gleicher Unterwerfung bequemen. Dieses waren nur Probstücke von dem, was Wallenstein unternehmen, und in dem folgenden Feldzuge noch ausführen konnte. Man erkannte an dem Wiener Hofe die Möglichkeit, den Krieg nach Wallensteins Manier noch viele Jahre fortzuführen; bewunderte die gute Mannszucht; erhob die Eroberungen und Besetzung der Länder, welche fast kein Blut kosteten; und was muste ein Hof nicht loben, der von Wallensteins Freunden und Gönnern regiert wurde?

Wallensteins Grundsaz war, allzeit dem Feinde an stehender Mannschaft überlegen zu seyn. Er hatte von sich und dem Hofe die Mittel dazu in den Händen, und aus des Feindes Landen den Unterhalt. Es war ihm

ein leichtes, den Winter hindurch sein Heer zu verstärken, und in so fürchterlichen Stand zu setzen, daß er den folgenden Feldzug so glücklich fortsetzen konnte, als er ihn angefangen hatte. Der rastlose Mannsfeld rückte schon im Hornung (1626) ins Feld. Seine Absicht war, in Schlesien zu ziehen; die Mißvergnügten unter Waffen zu bringen; dann sich mit Bethlem Gabor zu vereinigen, welcher schon die Waffen ergriffen hatte, da Ferdinand der III zum Könige von Ungarn war ausgerufen worden. Als ihm der Zug durch das Mecklenburgische selbst durch den König von Dännemark und den Herzog von Mecklenburg gehindert wurde: so änderte er seinen Plan, schlug in der Geschwindigkeit eine Brücke über die Elbe, sezte seine Mannschaft über, und nahm seinen Weg durch das Brandenburgische. Hier fand der immer tapfere, aber eben so unglückliche Mannsfeld Arbeit, die seiner Thätigkeit würdig war. Die Elbe war die Nahrungsquelle für Wallensteins Heer; verstopfte er diese: so hatte er seinem Feinde alle Vortheile abgenommen. Mannsfeld faßte deswegen den Entschluß, sich der Verschanzungen

der Kaiserlichen zu bemächtigen, welche bei der Dessauer Brücke die Elbe deckten. Schon hatte der König von Dännemark vergebliche Versuche darauf gewagt; Mannsfeld hoffte, glücklicher zu seyn. Er rückte gegen Zerbst zu, und bekam diese Stadt durch einen unvermutheten Ueberfall in seine Hände. Dieses war der nächste Schritt zur Bemächtigung der kaiserlichen Verschanzungen. Zwei Angriffe auf dieselben waren ohne Wirkung. Mannsfeld, nicht muthlos, sondern hitziger, fing an sie zu belagern. Wallenstein erfuhr dieses kaum, als er schon in aller Stille mit seinem Lager aufgebrochen, und unter Begünstigung der Nacht mit seinem ganzen Heere bei der Dessauer Brücke angekommen war. Der anbrechende Tag, als man am 25ten April den Angriff erneuerte, entdeckte Mannsfelden das ganze kaiserliche Heer. Der Anblick war überraschend, aber nicht niederschlagend für Mannsfelds unerschütterten Geist. War er gleich viel schwächer: so vertheidigte er sich doch bestens, und zog sich in guter Ordnung in seine Verschanzungen zurück. Wallenstein griff ihn um neun Uhr Morgens in seinem Lager mit

dem Feuer seines Geschützes an; Mannsfeld hielt in demselben bis Nachmittags 3 Uhr durch tapfern Widerstand aus, als ihn Feuer, welches im Lager ausbrach, ins offene Feld trieb. Das Gefecht war hitzig und beiderseits von anhaltender Standhaftigkeit. Der Sieg wankte lang. Endlich lenkte er sich auf die Kaiserliche Seite.

Mannsfelds Reuterei gerieth durch Wallensteins anhaltendes Zudringen in Unordnung; das Fußvolk wurde über den Haufen geworfen, und das Blutbad, welches die Kaiserlichen anrichteten, war schrecklich. Ein ganzes Regiment streckte das Gewehr und gab sich gefangen, worunter selbst der General Knipshausen und andere Officiere sich befanden. Der unglückliche Mannsfeld mußte dem Sieger alles zur Beute überlassen. Wallenstein verfolgte die Fliehenden nach Zerbst, und die Einnahme dieser Stadt bekrönte seinen Sieg.

Mannsfeld durch Unglück schon abgehärtet und erhaben über alles widrige Geschick, stand bald wieder an der Spitze eines kleinen Hee-

res, mit welchem er seinen Marsch nach Schlesien antrat. Er war kaum da angelanget, als ihm Wallenstein mit beflügeltem Marsche durch die Lausiz auf dem Rücken war. Mannsfeld zog mit vieler Vorsichtigkeit, indem er sich beständig in seine Wagenburg einschloß nach Mähren; von da nach Ungarn, um sich mit dem Fürsten Bethlem Gabor zu vereinigen. Wallensteins Bemühung war, es zu verhindern; er traf aber Mannsfelden jenseits des Flusses Wag in einer so vortheilhaften Stellung, daß es Tollkühnheit gewesen wäre ihn anzugreifen: auf der einen Seite unterstüzte ihn Bethlem Gabor mit einem Heer von mehr als 10,000 Mann; auf der andern der Pascha von Bosnien mit einem noch zahlreichern Heere.

Wallenstein blieb seinem Grundsatze treu, nicht zu fechten, er habe denn die Uebermacht an Mannschaft auf seiner Seite. Wäre ihm das Glück nicht auch hier so günstig gewesen, daß seine Feinde nicht auf den Einfall geriethen, ihn anzugreiffen: sein kühnes Vorrücken würde ihm theuer zu stehen gekommen

seyn.

seyn. Alles entscheidende Unternehmen wurde endlich durch eine auf beiden Seiten eingerissene Seuche Unmöglichkeit.

Was Wallensteinen im Felde nicht glücken wollte, nämlich Mannsfelden gänzlich zu entwaffnen, das erreichte er durch Politik, worinn sein scharfsinniger Geist eben so fruchtbar an glücklichen Auswegen war, als im Kriegswesen unternehmend. Unterhandlungen mit dem Fürsten Bethlem Gabor und dem Pascha von Bosnien untergruben Mannsfelds mächtigste Stützen, welche sich nun von ihm zurückzogen. Den Rückweg in Schlesien verwahrte ihm Wallenstein: es war ihm also nichts übrig, als den Ueberrest seines Heeres dem Fürsten von Siebenbürgen zu überlassen, und sich mit seinen besten Officieren nach Venedig zurückzuziehen, um ein besseres Schicksal zu erwarten. Der Tod schlos aber bald seine so ruhmvolle, als unglückliche Laufbahn, und befreite Wallenstein von einem mächtigen Gegner. Noch war ein Theil des Mannsfeldischen Heeres in Schlesien unter der Anführung des Herzogs von Sachsen-Weimar;

Wallenstein rückte auf ihn zu, und schickte etliche kleine Heere voraus, um ihn zu demüthigen; sie wurden aber mit Tapferkeit zurückgeschlagen. Wallenstein fand seine Gegenwart bei einem so muthigen Gegner nöthig, und zog mit seiner ganzen Macht auf ihn los. Der Herzog von Sachsen verschanzte sich mitten im Winter, und that alles, was ihn Wallensteinen fürchterlich und der kaiserlichen Parthey gefährlich machen konnte. Endlich schafte das Glück auch diesen grossen Gegner Wallensteins auf die Seite; der Herzog starb im Christmonat 1626, und Schlesien wurde von Wallenstein besetzet und beruhiget.

Tilly hatte unterdessen in Niedersachsen mit gleichem Glück und Ruhm gefochten. Den König von Dännemark, welchen er bei Lutter geschlagen hatte, verfolgte er mit seinen siegreichen Waffen. Wallenstein rückte nun auch gegen ihn an, sezte ihm von der andern Seite zu, und brachte ihn so ins Gedräng, daß er sich von Land zu Land flüchtete, und den übermächtigen Kaiserlichen Hollstein, Schleswig und auch endlich Jüttland Preis geben

mußte. Der König lagerte sich hierauf an die Ufer der Weser und besezte das Stift Bremen; da er aber bei eindringender Macht Wallensteins und Tilly's keine günstigere Aussichten hatte: ließ er durch die dänischen Reichsstände Friedensvorschläge bei Wallenstein machen. Der regierende Herzog von Hollstein selbst fand sich als Unterhändler bei Wallenstein ein. Zu Wallensteins Stolze gesellte sich noch der Uebermuth des Siegers. Der Ton, womit er die Vorschläge annahm, und die Härte, mit welcher er die Bedingungen vorschrieb, machten alle Unterhandlungen fruchtlos. Es schien, als wollte er in Tilly's Gesellschaft nichts wichtiges thun, um in allem allein schimmern zu können. Doch mußte er öfters mit Tilly, wie hier, die Ehre in Friedensunterhandlungen theilen; selten aber im Krieg, wenn er es anders vermeiden konnte. Sein unbegrenzter Ehrgeiz hielt Glanz fremder Vorzüge für Verdunklung der seinigen. So hervorleuchtend auch jene des Tilly waren; so wenig Gerechtigkeit lies er demselben wiederfahren. Die Art, mit welcher er diesem grossen, ja in manchem Be-

trachte grössern Mann, als er selbst war, begegnete, zeigte Wallensteins schwache Seite und seine wandelbare Seele nicht im günstigsten Lichte. Dem höflichen, gefälligen Betragen Tilly's sezte er Gleichgültigkeit oder Verachtung entgegen; zeigte sich dieser in seiner ernsthaften Grösse: so stimmte er seinen Ton zur herablassenden Bescheidenheit und Vertraulichkeit herab. An der Seite eines grossen Mannes von innerm Werth glaubte Wallenstein, immer zu sehr im Schatten zu seyn.

Jede Stuffe, auf welcher Wallenstein höher gestiegen ist, bewieß, daß Ehrgeiz, wenn er einmal über die Grenzlinie des Edelmuths hinausschreitet, eben so unersättlich ist, als niedriger Geldgeiz. Er wächst mit dem Besitze. Unzufrieden mit der fast unumschränkten Befehlshaberstelle, strebte er nun nach dem Rang der ersten Reichsfürsten. Der Schritt, welchen er wagte, war kühn; aber mit dem seltenen Glück eines Wallensteins und seiner schlau unternehmenden Thätigkeit so gut als gethan, sobald er beschlossen war.

Die Herzoge von Mecklenburg waren zum Opfer seiner ausschweifenden Ehrbegierde bestimmt. Diese Fürsten hatten sich durch ihre Verbindung mit dem König von Dännemark den Zorn des Kaisers zugezogen. Wallenstein benůzte diesen Umstand. Seine persönliche Gegenwart an dem Hofe; seine feine, politische Betriebsamkeit; verschwendete Geschenke und Versprechungen; das Zudringen seiner Freunde und Gönner, welche Wallensteins Verdienste und edle Grosmuth, mit welcher er sein grosses Vermögen dem Kaiser aufgeopfert hatte, erhoben, besiegten endlich die lange und wichtige Bedenklichkeit des Monarchen. Die Herzoge von Mecklenburg wurden ihrer Länder verlustigt erkläret, und Wallenstein damit belehnet.

Dies geschah zu Brandeis, einem Schlosse in Böhmen, wo sich eben Ferdinand aufhielt, und bei der Tafel, als Wallenstein aufwartete, ihm befahl, daß er als regierender Herzog von Mecklenburg den Hut aufsetzen sollte. So geschwind das Herzogthum verschenkt war: so geschwind (den 20 April 1628) muste auch

ganz Mecklenburg dem Herzog von Friedland huldigen. Aber nicht so geschwind war die hitzige Freigebigkeit Ferdinands, womit er im Taumel des Vergnügens ein grosses Herzogthum verschenkte, vor den Augen der Welt gerechtfertiget. Es heißt in der darüber ausgefertigten Urkunde: der Herzog von Friedland soll das Herzogthum Mecklenburg zur Erstattung seiner aufgewendeten Kriegskosten pfandweis besitzen. So grosmüthig auch Wallenstein sein Vermögen für das kaiserliche Interesse aufgeopfert hat: so hielt man doch ein solches Herzogthum noch immer für ein zu grosses Geschenk zur Schadloshaltung des von ihm im Krieg gemachten Aufwandes, wozu doch die ausgesaugten feindlichen Lande das meiste hatten beitragen müssen.

Den Frieden mit dem König von Dännemark hatte Wallenstein damal, wo er das allgemeine Beste betraf, durch seinen Stolz vereitelt; nun eiferte er, denselben zu Stande zu bringen, da es auf Beförderung seiner eigenen Vortheile ankam. Er suchte sich dadurch

im Besiz von Mecklenburg zu befestigen, und den alten Herzogen alle Hoffnung, es je wieder zu erhalten, zu benehmen. Allein der Graf von Schwarzenburg, welchem der Kaiser die Unterhandlung dieses Friedensgeschäftes aufgetragen hatte, bemerkte Wallensteins hinterlistige Absichten, und war ihm hinderlich.

Hier zeigte Wallenstein, daß sein unbeschränkter Willen alles wagen durfte: er war so kühn dem Kaiser zu schreiben, er möchte den Grafen von Schwarzenburg von dem Friedensgeschäfte entfernen, oder er würde nie mehr zum Kriegsheere gehen. Wallensteins Verlangen wurde wie ein Befehl erfüllet; aber der Friede kam dennoch wegen seinen überspannten Forderungen nicht zu Stande.

Nach so grossem Zuwachs von Reichthum, Ehre und Würden machte Wallenstein immer neue Plane zu seiner Vergrösserung. Seine Oberherrschaft, welche er so eigenmächtig zu Lande ausübte, wollte er auch über die See ausdehnen. Zwar schmeichelte er dem Kaiser mit dem Entwurfe, ihm die Herrschaft über

die Ostsee zu verschaffen; seine Absicht ging aber auf die Erweiterung seiner eigenen Macht auch auf diesem Elemente. Durch Erobe-rung einiger Seestädte glaubte er, bald sei-nen Zweck erreichen zu können. Der neue Admiral auf der Ostsee, wozu ihn der Kaiser erklärte, richtete jezt alle seine Gedanken auf die Schifsbaukunst und Seezurüstungen. Stral-sund, als ein Plaz, von welchem aus er alles auf der Ostsee unternehmen konnte, war von ihm ausersehen, zuerst dem neuen Seehelden zu huldigen, unter was für einem Vorwand es auch geschehen möchte. Da gütliche Auf-forderungen, ihm die Thore zu öfnen, nichts fruchteten: so begehrte er nur Durchzug und Geldbeischuß. Das erste schlug man ihm ab; wegen dem andern versprach man 80,000 Gul-den. Da aber die Stadt auch damit verzö-gerte, weil sie hoffte, von dem König von Dännemark unterstüzt zu werden: so trug Wallenstein wirklich dem General Arnheim die Belagerung dieser Stadt, unter dem Vor-wand verschiedener Beschwerden gegen die-selbe auf. Er selbst zog unterdessen gegen Rostock, Wismar und andere feste Plätze, in

welchen dänische Besatzungen lagen, und zwang sie, seine Völker aufzunehmen.

Dem König von Dännemark blieb kein Ort mehr auf deutschem Boden, als Glückstadt. Vergebens berennte Wallenstein diese Stadt. Die Belagerung Stralsunds, welche Arnheim mit der hitzigen Rache eines beleidigten Siegers angefangen hatte, rief Wallensteinen von Glückstadt zu dieser wichtigern Unternehmung, welche nun seine ganze Seele beschäftigte. Es war auch wirklich ein Gegenstand, der aller Augen auf sich zog. Eine Festung, welche der Weeg zu der Oberherrschaft auf der See und der Schlüssel zu dem Dänischen Reiche war, mußte die Begierde eines unersättlichen Siegers reitzen; und die Ehre, einen Plaz erobert zu haben, welcher durch Kunst und Natur für die erste Festung in der Welt gehalten wurde, mußte die Thätigkeit eines Feldherrn, der schon gewöhnt war, über alles zu siegen, aufs äusserste treiben. Der Widerstand der Stadt war bis zur Verzweiflung hartnäckig; Wallensteins Zudringlichkeit verdoppelte sich nach Maasgab des

Widerstandes. Erbittert durch Vereitlung aller seiner Bemühungen, ließ er häufiger und heftiger stürmen; die Stadt, durch geprüftes Gefühl ihrer Kräfte ermuntert, wehrte sich immer mit angestrengtem Muth. Man kann es sich nur denken, wit welcher Wuth von beiden Seiten gefochten wurde. Ganz Europa war auf Stralsund aufmerksam; die Hansestädte schickten eine Gesandschaft zu Wallenstein, und baten um Stralsunds Befreiung; da aber die erste Bedingniß war, dem Kaiser zu huldigen; so war ihr Bitten fruchtlos. Noch dringender waren die Bitten der angesehensten Reichsstände, welchen die Erweiterung der österreichischen Macht auf der Ostsee nicht gleichgiltig seyn konnte; Wallenstein aber, unerbittlich wie ein anderer Achilles, opferte alles seiner Rachsucht auf. Die Herzoge von Pommern, die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg baten bei dem Kaiser selbst für das bedrängte Stralsund; auch die Abgesandten dieser Stadt erschienen bittend vor dem Throne des Kaisers; Er lies sich bewegen: Wallenstein blieb unbeweglich. Der Kaiser schickte einen Abgesandten an ihn, mit dem

Befehl, die Belagerung aufzuheben: Wallenstein sezte sie mit desto grösserer Hitze und Wuth fort. Sein unbezwinglicher Starrsinn und sein bis zur Verwegenheit gereizter Stolz sezte die erhabenste Stelle, welche er behauptete, aufs Spiel, um seine Rache zu sättigen. „Und wenn diese Festung mit ei„sernen Ketten an den Himmel geheftet wäre, sagte er, „so müßte sie doch herunter." In diesem Ausdruck liegt das Bild des sonderbarsten Mannes, der, schon an Glück gewöhnt, nichts unmöglich hielt.

Er glaubte, das Glück überall zu Gebote zu haben, und vergaß bei dieser Belagerung, daß Klugheit die Gefährtin desselben seyn müsse. Er belagerte diese Festung von der einen Seite, da sie unterdessen von der Seeseite Zufuhr an Lebensmitteln, Kriegsbedürfnissen und Hülfsvölkern hatte, womit sie der König von Schweden kräftig unterstüzte. Der Muth der Belagerten wurde dadurch immer mehr belebt. Sechs Wochen lang war der Soldat allemal ganze acht und vierzig Stunden im Dienste. Der Oberste Holk, an der

Spitze der Dänen, hatte damals eine zeitlang die Anführung, und bewies sich als den tapfersten Helden, der allen Gefahren trotzet.

Stralsund war die Klippe, woran Wallensteins Glück und Ruhm zum erstenmale scheiterte. Er bot alle seine Macht, List und Verschlagenheit auf: allein wider diese Stadt wollte ihm nichts glücken. Auf der andern Seite war ihm das Glück wider den König von Dännemark, der Stralsund zu Hilfe eilte, günstiger. Hätte aber hier der Zufall nicht für ihn entschieden; so wäre das Treffen, welches ihm der König lieferte, unglücklich für ihn ausgefallen. Die Dänen schlugen beim ersten Angriff die seinigen so tapfer zurück, daß sie nicht mehr streiten wollten, und nur mit Mühe in Ordnung gehalten werden konnten. Die Dänen hatten aber aus Versehen zu grosse Kugeln für ihre Flinten; der Soldat muste sie in Stücke zerschneiden. Dieser Umstand spielte Wallensteinen den Sieg in die Hände, und zwei Fässer Pulver, welche bei dem dänischen Gepäcke entzündet wurden, machten denselben vollkommen.

Dies war Wallensteinen einiger Ersaz für seine unglückliche Belagerung. Mit gröstem Verdruß mußte er nach drei Monaten sehen, daß Stralsund für ihn unbezwinglich sey. Er war gezwungen, die Belagerung aufzuheben, bei welcher er über 12,000 Mann, unzählige Kosten, Ruhm und Ehre zugesezt hatte. Er wollte aber doch den Schein der Ehre auf seiner Seite haben. Fünfzigtausend Thaler, welche die Stadt krafft eines Vergleichs an ihn auszahlen mußte, sollten erklären, daß er doch das Recht gehabt habe, die Stadt zu besiegen; obschon ihm das Glück fehlte. Seine Ausdrücke waren dabei ganz der Hoheit seines Sinnes angemessen. „Er vergebe, „heißt es im Vertrage, der Stadt ihre „Vergehungen, und wolle sie ferner mit „keiner Strafe belegen."

Dännemark war so sehr geschwächt, daß es nach einem Frieden sehnte, und ihn, so hart auch die Bedingnisse waren, noch immer als ein Glück annehmen konnte. Wallenstein fand sich um so geneigter, denselben zu beför=

dern; weil er noch immer wünschte, bei dieser Gelegenheit sein Glück und das Recht auf das Herzogthum Mecklenburg zu befestigen. Er war die Seele aller Unterhandlungen; obschon er Tilly'n aus Politik dazu zog. Durch eine Reise an den Wiener Hof verschaffte er sich neue Gönner, neuen Schuz und neue Gewalt. Der Kaiser belehnte ihn persönlich mit dem Fürstenthum Sagan, und übertrug ihm und Tilly'n das ganze Friedensgeschäft mit Dännemark. Man hatte zwar schon sechs Monate, bis zu dem Ende des Jahres 1628, zu Lübeck Unterhandlungen durch kaiserliche Bevollmächtigte, freilich nicht ohne heimliche Mitwirkung Wallensteins, aber fruchtlos gepflogen. Als Wallenstein im Anfang des Jahres 1629 mit neuer Macht und neuem Ansehen vom kaiserlichen Hofe zurückkehrte, bekamen die Unterhandlungen ein neues Leben. Er brachte es durch seine Untergesandte, welche er zum Friedensgeschäft nach Lübeck schickte, dahin, daß die Herzoge von Mecklenburg von dem Frieden ausgeschlossen, und von ihrer bisherigen Stütze, dem Könige von Dännemark verlassen wurden. Das Opfer, welches

Wallenstein seinem eigenen Vortheil brachte, waren Schleswig, Hollstein, Jüttland, Wensüssel, Stormaren, und Ditmarsen, welche Eroberungen an Dännemark zurückgegeben wurden. Der Dänische König, welcher vor kurzem von seinen deutschen Besitzungen nur noch Glückstadt hatte, bekam nun mehr, als er gewünscht hatte; sobald er die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg ihrem Schicksal und ihre Länder dem Herzog von Friedland überließ.

Dieser Friede war nun zu Lübeck den 12ten May 1629 nach Wallensteins Wunsche geschlossen, Oesterreichs Macht war zu einer fürchterlichen Grösse erhoben, welche nun in Deutschland überwiegend war. Der grosse Plan der Universalmonarchie schien durch Wallenstein der Ausführung nahe zu seyn. Aber da alle inländische Feinde entwaffnet oder muthlos waren, rüstete sich ein Held in Norden, welcher eben da gereitzet und zur Rache aufgefordert wurde, als man im Lande Frieden stiftete. Gustav Adolf, der tapfere König der Schweden, war es, der durch Wallensteins

Stolz entrüstet, sich entschloß, den übermüthigen Feldherrn zu demüthigen. Er war schon dadurch aufgebracht, daß der Kaiser den Polen, mit welchen die Schweden im Krieg verwickelt waren, Hülfsvölker zuschickte; und noch empfindlicher wurde er beleidigt, als der Herzog von Friedland seine Abgesandte von den Lübecker Friedensunterhandlungen mit Verachtung abwies; und den König schlechthin Herzog von Südermannland nannte, mit dem Bedeuten: er möchte nur zu Hause bleiben; es würde ohne ihn Frieden in Deutschland geben. Kein Wunder also, daß der von Natur hitzige Gustav darüber aufgebracht, jede Gelegenheit freudig ergriff, Oesterreichs Uebermacht Schranken zu setzen, und dabei Wallensteins Stolz zu bestraffen. Das Klaggeschrei der Protestantischen Stände wegen den häufigen Bedrückungen und Gewaltthätigkeiten Wallensteins gab ihm bald Gelegenheit dazu.

Das sogenannte Restitutionsedikt, welches Ferdinand herausgab, entzog den Protestanten alle Kirchengüter, welche sie seit dem Passauer Vertrag 1552 in Besiz genommen hatten.

hatten. Zwei Erzbißthümer Magdeburg und Bremen; zwölf Bißthümer nebst unzähligen Klöstern und Stiftern sollten kraft dieses Gesetzes den Katholiken zurückgegeben werden. Das Unternehmen wurde mit so vielem Nachdrucke ausgeführt, als es mit Obermacht befohlen war. Oesterreichs Grösse konnte nun alles wagen, und Wallensteins Heer alles bewerkstelligen. Er war der erste kaiserliche Bevollmächtigte, welcher das Restitutions Edikt in Wirksamkeit sezte, und das Bißthum Halberstadt den Katholiken wieder gab. Seinen grossen, übermächtigen Heeren, welche er immer, wie mitten im Kriege vermehrte, konnte sich Niemand widersetzen; Schrecken gieng vor ihnen her; Gewaltthätigkeit kehrte in dem Lande ein, wo sie hinkamen; und Verwüstung folgte. Nur die Expressungen aus den Brandenburgischen Staaten beliefen sich auf 20 Millionen. *) Die Länder der Reichsfürsten erarmten; und Wallensteins Reichthum und Macht wuchs täglich. Er behandelte die

*) Memoires de la maison de Brandenbourg Tom. I.

Reichsstände mit einer Eigenmächtigkeit, die ihm den Namen eines unerträglichen Diktators von Deutschland zuzog. Ohne anzufragen, legte er seine Soldaten in die Länder der Reichsfürsten, und forderte Kriegsbeischuß bis zur lezten Entkräftung der Unterthanen.

Nicht nur die protestantischen, sondern auch die katholischen Reichsstände waren über Wallensteins Verfahren höchst mißvergnügt; fürchteten alles für ihre Freiheit; und sahen in Wallenstein den Mann, welcher ihnen bereits die Fesseln anzulegen im Begrif war. Die Furcht vor einem solchen Gegner muste natürlicher Weise den Gedanken, ihn von dem Standorte, worauf er so gefährlich war, zu stürzen, erzeugen. Die Versammlung des ganzen Reiches, welche 1630 zu Regensburg gehalten wurde, war die von den Reichsfürsten lange gewünschte Gelegenheit, Wallensteins Sturz zu befördern. Diese Versammlung, welche man einen Kurfürstentag nannte, war meistens durch katholische Reichsstände bewirkt worden, unter welchen Maximilian, Herzog von Baiern der thätigste Gegner Wallen-

steins war. Seine feine Politik verband mit dem persönlichen Hasse gegen Wallenstein auch die geheime Absicht, die Räder der österreichischen Maschine zu hemmen. Da Wallenstein Absichten auf die pfälzische Kurwürde hatte, und sogar aussagte, sie sey ihm vom Kaiser versprochen: so entwarf Maximilian im Stillen Wallensteins Entsetzung, und baute darauf Oesterreichs Entkräftung. Er der feinste und versteckteste Staatsmann unter allen damals lebenden Fürsten, machte hierauf einen weitern Versuch, der zwar von zweifelhaftem Anscheine war; aber sicher entscheiden mußte, wenn er gelang. Unter dem Vorwand der Klugheit, Sparsamkeit und Vermeidung alles nachtheiligen Verdachts bei den protestantischen Reichsständen bewog er den Wiener Hof, sein übermächtiges Heer auf eine geringere Macht herabzusetzen. Die Vorstellung, daß der Kaiser mit weniger Mannschaft noch immer sein Ansehen im Reiche behaupten, und auswärtigen Feinden fürchterlich genug seyn würde, hatte die gewünschte Wirkung. Es wurden 55, 000 Mann abgedankt, und das Heer der katholischen Ligue von 125, 000 auf 70, 000

heruntergesetzt. Eine Anzahl Kriegsvölker, welche an sich damals noch immer stark genug gewesen wäre, das Reich in Unterthänigkeit zu erhalten: hätten nicht unvorgesehene Fälle die Sache anders gelenket.

Gustav Adolf, der gefährlichste Feind, hatte eben mit seiner Macht Deutschland betreten, als die Verminderung des Kriegsheeres zu Stande gekommen war. Er machte schon in dem nördlichen Theile Eroberungen, als man bei der Regensburgischen Fürstenversammlung recht eifrig daran arbeitete, sie ihm in ganz Deutschland zu erleichtern. Durch die Verminderung des Kriegsheers waren schon alle jene Schwingfedern geschwächt, wodurch sich Wallenstein allein zum glücklichsten Feldherrn empor geschwungen hatte; und das allgemeine Bestreben der Reichsfürsten war nun: ihn selbst noch von dem Heere zu entfernen.

Der Reichstag, welchen der Kaiser selbst mit seiner Gegenwart verherrlichte, war durch die Anzahl und Pracht der vornehmsten Reichsfürsten ungemein glänzend; unter allen schim-

merte aber der Herzog von Friedland hervor, der mit einem Gefolge von 6000 Reutern erschien, und alle andere mit seiner Pracht verdunkelte. Der Reichsfürsten tiefgewurzelter Neid bekam bei dem Anblicke ihres stolzen Despoten neue Nahrung. Die Unterhandlungen hatten entweder einen zu langsamen oder verborgenen Gang; oder Wallenstein selbst muthmassete, welche Absichten man gegen ihn hatte: er entfernte sich von Regensburg, und seine Feinde strengten alle Kräfte an, seine Absetzung zu bewirken. Des Herzogs Maximilian Politik wirkte immer am thätigsten, und um so gefährlicher, je schlauer er seine Absichten zu verstecken wußte. Er zog den Erzbischof von Mainz mit in den Plan, sezte den alten Staatsminister, den Kardinal Klesel, welcher sich unter Ferdinands Regierung in keine Staatsgeschäfte mehr gemischt hatte, wieder in Thätigkeit; die Verwendung dieses alten, wegen uneigennütziger Redlichkeit bekannten Mannes, die Zudringlichkeit aller Reichsfürsten, und die nachdrücklichste Mitarbeitung des Spanischen Hofes siegten endlich über die lange Verweigerung des Kaisers.

Wallensteins Entlassung wurde genehmigt, und Tilly zum Haupte der kaiserlichen Armee vorgeschlagen und angenommen. Ferdinand, der Wallenstein so sehr liebte, als fürchtete, war nun in so grosser Verlegenheit, wie man es ihm auf eine gute Art beibrächte; als er verlegen war, da er seine Einwilligung gab. Es wurden zwei von Wallensteins vertrautesten Freunden, die Freiherrn von Werdenberg und Questenberg zu ihm nach Memmingen, wohin er sich von Regensburg begeben hatte, abgesandt, mit dem Auftrag, ihm vorzustellen, daß der Kaiser, gedrungen durch die wichtigsten Staatsursachen, in ein so hartes und übereiltes Verfahren hätte willigen müssen. Wallenstein, bei dem eben sein Sterndeuter Sepler gegenwärtig war, nahm die Nachricht mit einer Fassung an, die gänzlich der Grösse seines Geistes entsprach. Er schien mehr von der gefährlichen Lage des Kaisers, als von seinem Unglück gerührt zu seyn, und sprach mit einer edlen Gelassenheit: „Der Kaiser ist „verrathen, und seine Absichten sind vereitelt." Leute, welche Wallenstein eine solche Seelengrösse nicht gern zutrauten, wollten lieber in

den Vorsagungen der Sterndeuterei den Grund von seiner großmüthigen Beruhigung finden. So sehr aber auch Wallenstein diese Kunst liebte; so konnte doch seine ausgebreitete Weltkenntniß und geübte Politik, die man ihm gewiß nicht absprechen kann, ohne Hülfe einer zweifelhaften Kunst den verborgenen Gang der Dinge enthüllen, um seine Entlassung und nachher folgende ehrenvolle Erhebung zu muthmassen; wenn ihm auch sein reichlich besoldeter Sterndeuter dieselbe nicht vorgesagt hätte. Da er ohnehin durch den Grafen Maximilian von Wallenstein, seinen Vetter, der zu Regensburg geblieben war, genug von den Wirkungen der Unterhandlungen unterrichtet war; so mag es mehr politische Verstellung, als innige Ueberzeugung gewesen seyn, als er zu den Abgesandten des Kaisers sprach: „Ihr Herrn, aus den Astris könnet ihr selbst „sehen, daß ich euren Auftrag gewußt habe, „und daß des Kurfürsten von Baiern Spiritus „jenen des Kaisers dominire u. s. f."

Wallenstein erhielt sich auch in dieser edlen Fassung. Er begegnete den kaiserlichen Ge-

sandten mit ungewöhnlicher Höflichkeit, gab ihnen ein grosses Gastmahl, und als er sie mit Pferden und Kostbarkeiten beschenkt hatte, entließ er sie mit heiterer Miene. Sein durch sie an den Kaiser überschicktes Schreiben war voll von Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht und Unterwerfung. Das Angelegenste, um welches er bei dem Kaiser bat, war, ihn in dem Besiz des Herzogthums Mecklenburg zu schützen. Aber nachdem Wallenstein einmal seine Macht verloren hatte, stürmte alles auf ihn los, um ihn noch mehr herabzusetzen.

Den Reichsfürsten, welchen es nun geglückt hatte, ihm den Oberbefehlshaberstab aus den Händen zu winden, schien es nun um so leichter, ihn auch von der Würde eines Reichsfürsten zu verdrängen. Sie verwendeten sich mit vereinigten Kräften für die vertriebenen Herzoge von Mecklenburg, und drangen unwiderstehlich darauf, daß der Kaiser Wallenstein im Namen des ganzen Reichskollegiums zu Regensburg erklären ließ, man würde ihm für dieses Herzogthum durch ein anderes Genügen zu leisten suchen. So ge-

lassen Wallenstein bei seiner Entlassung schien: so sehr eiferte er nun um Erhaltung dieses Herzogthums. Er verlangte, man solte ihm, wie einem jeden Reichsfürsten erlauben, Mecklenburg mit seinem dortstehenden Heere zu vertheidigen. Das Reichskollegium schlug es ihm ab. Vielleicht würde er nicht so leicht ruhig geworden seyn, wenn ihn der Kaiser nicht mit der Hoffnung besänftiget hätte, den Kurfürsten von Sachsen dahin zu bewegen, daß er ihm um eine gewisse Geldsumme, das Marggrafthum Ober- und Niederlausiz abtrete.

Auch eines grossen Herzogthums beraubt hatte Wallenstein noch so viele Besitzungen und Einkünfte, daß er es dem angesehensten Reichsfürsten an Pracht und Ueberfluß gleichthun konnte. Seine Fürstenthümer Sagan in Schlesien und Friedland in Böhmen nebst andern zahlreichen Gütern sezten ihn über den Spott seiner Feinde weg, die er verachten konnte. Er suchte die Zahl seiner Freunde zu vermehren; indem er die vornehmsten seiner Obersten an seinen Hof zog, und ihnen reichen Unterhalt gab. Auch auf geringere

Officiere erstreckte sich seine grosmüthige Freigebigkeit; und sein Anhang, anstatt sich zu vermindern, wurde dadurch immer grösser. Viele konnten nicht begreifen, wie Wallenstein nach der thätigen Geschäftigkeit in der Ruhe eines stillen Privatlebens leben könne. Seine Feinde behaupten, er habe dem König von Schweden seine Dienste angebotten; andere sagen sogar, Gustav selbst habe sich bemüht, ihn auf seine Seite zu ziehen; Wallenstein hätte es aber auf eine höfliche Art abgelehnet. So wenig Schein von Wahrscheinlichkeit beides hat, wenn man sich erinnert, wie empfindlich Wallensteins Stolz den König von Schweden beleidigt hat; und auf der andern Seite bedenket, wie viele Güter in den kaiserlichen Besitzungen Wallenstein verlieren mußte um eine ganz ungewisse Hoffnung einiger Vergütung in schwedischen Diensten: so versichert uns doch einer der glaubwürdigsten gleichzeitigen Schriftsteller, Wallenstein habe seine Dienste dem König von Schweden durch seinen Schwager, den Grafen von Terzky angeboten, und der König habe sich nicht abge-

neigt gezeiget. *) Beleidigte Ehre, die empfindlichste Seite Wallensteins, und unersättliche Rachbegierde könnten nur Wallenstein zu diesem Schritt verleitet haben. Unterdessen ist es auch glaublich, daß das Gefühl seiner eigenen Grösse und die Hoffnung, bald mit grösserer Ehre zurückberufen zu werden, der Grund von Wallensteins Ruhe gewesen sind. Dies konnte er um so mehr hoffen, da der siegreiche Gustav immer tiefer ins deutsche Reich eindrang, ohne gehörigen Widerstand zu finden. Die Vormauer der österreichischen Macht war mit Wallensteins Entlassung und Abdankung seiner grossen Heere umgeworfen. Wäre hier die Zeit und der Ort, eine weitläufige Erzählung von Gustavs schnellen Eroberungen zu machen: so würde es nur dazu dienen, um zu zeigen, welch ein wichtiger Mann Wallenstein für Oesterreichs Grösse gewesen sey. Jene, welche ihn beschuldigen, daß er den ersten Vorschritt des schwedischen

*) Khevenhüller Annales Ferdinandei Tom. XII. S. 1106.

Königs in Deutschland nicht verhindert habe, da ihm doch die Anführung des Kriegsheeres eigentlich und hauptsächlich in diesen Gegenden aufgetragen war; *) bedenken nicht, daß damal seine Oberbefehlshaberstelle für ihn sehr zweifelhaft war, und daß seine Gegenwart bei dem Heer wenig würde genüzt haben, wenn man ihm eben dazumal die Befehlshaberstelle zu Regensburg würde abgenommen haben, wo er in Pommern im Begriff war, zu siegen. Wallenstein wollte erst seiner Stelle vergewissert seyn, ehe er sich der Rechte derselben bediente.

Gustav Adolf verbreitete unterdessen durch seine Siege Schrecken um sich her. Nur dreizehntausend Mann stellte er dem kaiserlichen Heer von 70,000 Mann entgegen; und doch konnte der kaiserliche Soldat, welcher in einem 12jährigen Krieg noch nicht geschla-

*) Leben Gustav Adolfs aus dem Englischen des W. Harte I B. S. 299.

gen worden war, gegen Gustav nicht mehr siegen. Die mächtigsten Reichsfürsten, welche aus Furcht vor dem Kaiser nichts mehr wagen wollten, wurden in schwedische Verbindung gezogen; und die Macht des Kaisers, welcher nur die Ostsee Grenzen gesezt hatte, wankte nun auf dem Throne.

Tilly, der alte erfahrne Krieger, wurde bei Leipzig geschlagen. Der Kurfürst von Sachsen drang in Böhmen ein, und eroberte Prag. Der Weg nach Wien stand offen. Gustav rückte als der glücklichste Sieger durch ganz Deutschland bis an und über den Rhein.

Nun fing man an dem Wiener Hofe an, die Nothwendigkeit eines grössern Heeres, und glücklicher Feldherrn zu fühlen. Und wer sollte es anders seyn, als Wallenstein? So sehr man dieses heimlich wünschte: so wenig getraute man sich, es zu äussern. Der spanische Hof haßte Wallenstein zu sehr, als daß er so geschwind wieder in die Erhöhung desjenigen willigen sollte, dessen Sturz ihm so viele Mühe gekostet hat. Die spanische Par-

they schlug also jeden andern, nur Wallenstein nicht vor. Vergebens fiel die Wahl auf des Kaisers Prinzen, Ferdinand, König von Ungarn; vergebens bemühte sich der Herzog Karl von Lothringen und der Graf von Fürstenberg um die Erhaltung der Anführung des kaiserlichen Heeres. Die deutsche Parthey siegte, welche Wallenstein als einen Feldherrn von grosser Erfahrung und unermeßlicher Freigebigkeit empfahl, wodurch er in Anwerbung neuer Völker sehr glücklich seyn, und in kurzer Zeit ein fürchterliches Kriegsheer ins Feld stellen würde.

Der Graf von Wallenstein, Wallensteins Neffe und Liebling, wurde mit dem Freiherrn von Questenberg und dem Fürsten von Eggenberg als eine Gesandtschaft vom Kaiser an Wallenstein geschickt, ihm die höchste Gewalt im Kriege mit einem järlichen Gehalt von 600,000 Thalern anzutragen, und ihn einzuladen, an den Hof zu kommen. Die Erscheinung am Hof lenkte er kaltsinnig ab; indem er vorgab, der Titel, Ihre Durchleucht würde seine Ohren nur beleidigen; denn es

würde eine sehr empfindliche Kränkung für ihn seyn, wenn man ihm in dieser Lage, wie einem Reichsfürsten begegnen sollte. Er unterhielt hierauf die Gesandtschaft mit einer langen Standrede über die Unbeständigkeit der menschlichen Grösse, über die Reitze und Vortheile der Einsamkeit und Selbsterkenntniß, und über die Nichtigkeit des Ehrgeitzes. Dann bedauerte er den unglücklichen Fortgang der kaiserlichen Waffen; beklagte sich bitter über seine persönlichen Feinde, wobei ihm sein Unwillen Ausdrücke in den Mund legte, die Ausbrüche seiner übermüthigen Denkungsart waren. Er verdiente es mit Recht, sagte er, daß sein Name zu seiner ewigen Schande an jeden Galgen im deutschen Reiche angeheftet würde, wenn er es über sich nähme, alles Versehen des General Tilly und des Kurfürsten von Baiern wieder gut zu machen. Der Kaiser habe sich seinen rechten Arm abgehauen, und nun sey er doch genöthigt, sich mit dem grossen Gustav in einen Zweikampf, und zwar auf den Degen einzulassen. — Wallenstein verharrte darauf, nicht an den Hof zu kommen;

erbot sich aber, zu Znaym in Mähren die weitern Befehle des Kaisers abzuwarten.

Diese Weigerung machte Wallenstein nur noch schäzbarer. Man versprach sich am Wiener Hofe, seine Ehrbegierde würde diese Gelegenheit, über seine Feinde zu siegen, mit aller Bereitwilligkeit umfassen. Aber sein beleidigter Stolz, welcher fühlte, wie nothwendig seine Person war, wollte es auch andere fühlen lassen. Die Bitten des Monarchen wurden dringender, je dringender die Noth war. Wallenstein war aber bis zur Hartnäckigkeit unerbittlich. Das unaufhörliche Anhalten seiner Freunde bewegte ihn endlich. Der Prinz von Eggenberg brachte es durch sein nachdrückliches Vorstellen dahin, daß er die Oberbefehlshaberstelle, aber nur auf drei Monate, und nur um ein neues Heer anzuwerben, annahm. Man begnügte sich damit noch nicht an dem Wiener Hof. Der Fürst von Eggenberg muste sich mit seinem beschwerlichen Podagra von Wien nach Mähren tragen lassen, um eine längere Zeit von ihm zu erbitten. Auf das inständigste Zudringen seines Freundes verstand er

sich

sich endlich auf vier Monate zum Dienst bei dem neuen Kriegsheer. Dem Kaiser schrieb er nach einem Stillschweigen von anderthalb Monaten: durch das Bitten seiner Freunde ermüdet, und gleichsam übertäubt habe er den Schritt gethan; und seine besondere Meinung der starken und partheyischen Meinung für den Fürsten von Eggenberg aufgeopfert. Er wünsche nur den Frieden hergestellt zu sehen; habe so wenig Eitelkeit, grosse Heere anzuführen und in der künftigen Geschichte eine grosse Rolle zu spielen, daß er diesen Haufen Völker nur zusammenbringen, und die Anführung desselben dem König von Ungarn übergeben wolle.

Kaum hatte Wallenstein wieder Hand angelegt, so wurde alles mit Muth und Thätigkeit beseelet. Die berühmtesten Officiere, welche vormals unter ihm dienten, hatte er sich durch Wohlthaten eigen erhalten; andere gewann er mit Schmeicheleien und Versprechungen; er gab ihnen Vollmacht, ansehnliche Haufen frischen Völker anzuwerben, und wo es möglich wäre, alle diejenigen zurückzurufen,

welche die kaiserlichen Fahnen verlassen hatten. Um das Volk geschwinder zusammenzubringen, versah er seine Officiere mit grossen Summen Geldes aus seinem eigenen Vermögen. Man sah es bald, daß nicht der Kaiser, sondern Wallenstein warb. In den drei Wintermonaten des 1631 Jahres stand ein Heer von 30,000 Mann bewährter Krieger, wovon die meisten alte, versuchte Soldaten waren, samt einem guten Zuge schweren Geschützes in Mähren, wo der Sammelplaz war, bereit.

Wallenstein zeigte hier wieder, daß seine gröste Kunst, welche nie ein Feldherr so glücklich ausübte, in Anwerbung und Unterhaltung der Kriegsheere bestand. Mit Uladislaus, König von Polen, kam er wegen der Anwerbung von 20,000 Kosaken überein; mit dem Herzog in Lotharingen trat er in Unterhandlungen, um ihn zum Krieg zu bewegen; er schickte nach Italien, um die besten Waffen kauffen zu lassen. Durch eine unermüdete Thätigkeit ersezte er in kurzer Zeit die Folgen der Ruhe seines Privatlebens.

Das ansehnlichste Heer, welches mächtig genug war, das gesunkene kaiserliche Ansehen wieder herzustellen, stand nun bereit, um etwas wichtiges unter Wallensteins Anführung zu unternehmen; allein als alle erwarteten, Wallenstein an der Spitze seines Heeres zu sehen, trat er die Befehlshaberstelle ab. Er schrieb an den kaiserlichen Hof: er habe sein Versprechen erfüllt. Das Heer sey nun im Stande; er wünsche aber zu Hause in Ruhe zu leben, und erwarte also einen neuen Befehlshaber bei dem Kriegsheere. Dieses war sicherlich einer seiner listigsten Streiche, den er zu seiner Vergrösserung und Bestättigung einer unbegränzten Gewalt gespielt hat; fein ausgedacht, und mit noch mehr Standhaftigkeit ausgeführt. Dieses war der Zeitpunkt, wo er alles fodern, und man ihm nichts abschlagen konnte. Das Kriegsheer war mehr unter seinem, als des Kaisers Namen geworben; die Officiere durch seine grosmüthige Freigebigkeit ihm ganz ergeben; der Muth, welcher das neue Heer belebte, wurde nur durch das Vertrauen auf das Glück ihres siegreichen Feldherrn unterhalten. Ohne Wallensteins An-

führung würde dieses mächtige Heer nichts mehr, als gute Waffen in den Händen eines ohnmächtigen gewesen seyn. Dieses wußte Wallenstein, und fühlte dabei mehr als jemals das Gewicht seiner eignen Grösse. Er hielt es zur Rettung seiner Ehre nöthig, es auch jene fühlen zu lassen, die ihn ohnlängst als eine unbedeutende Person zurückgesezt hatten. Seine Forderungen waren so ausschweifend, daß sie als das einzige Beispiel in der Geschichte von einer unumschränkten Gewalt können angesehen werden, welche ein Diener über den ersten Monarchen in Europa ausübte. Der Fürst von Eggenberg und der Bischof von Wien wurden zu ihm abgesandt, um die Bedingungen anzuhören, mit welchen er die Anführung des Kaiserlichen Heeres übernehmen wollte. Es waren in diesen Umständen nicht Bedingnisse, sondern Gesetze, welche er vorschrieb. Sie zielten alle auf eine unumschränkte Oberherrschaft und Sicherstellung vor allen Ränken des Hofes und den Nachstellungen seiner Feinde ab. Einzig und allein Oberherr bei dem Kriegsheere zu seyn war schon die erste Bedingniß vor drei Monaten

gewesen, welche er mit einer ausschweifenden Frechheit des Ausdruckes begleitete: „wenn „er neben Gott selbst seine Anführung haben „sollte: wollte er es in Ewigkeit nicht thun.“ Nachdem das Heer geworben war, sezte er noch diese Forderungen hinzu: *)

Er müsse österreichischer und spanischer Generalissimus in Deutschland seyn.

Er müsse nicht abgesezt werden können, so lange der Krieg dauere; ohne es wenigstens sechs Monate vorher zu wissen.

Bei einem Frieden müsse er der oberste Schiedsrichter mit unumschränkter Gewalt seyn.

Der Kaiser und der König von Ungarn müßten nie zu dem Kriegsheer, oder ins Lager kommen.

*) S. von Khevenhüllers Annales Ferdinandei Tom. XII. S. 13.

Er müßte aus eigener Macht, ohne daß die Räthe des Kaisers, oder das Kammergericht zu Speier, oder der Reichshofrath daran Antheil nähmen, mit den eingezogenen Gütern der Rebellen nach Belieben verfahren, und nach Gutdünken verzeihen oder belohnen können.

Seine Forderungen an Lebensmitteln oder Geldern müßten allemal genau befolgt werden.

Im Fall eines Rückzuges müßten auch die österreichischen Erblande seinen Völkern offen stehen.

Seine Belohnung sollte ihm entweder in den Staaten, welche er erobern würde, oder in den Erblanden des Hauses Oesterreich gegeben werden.

Nie öfnete ein Unterthan einen Feldzug mit so vieler Gewalt ausgerüstet, und mit so mancherlei Vortheilen begünstigt. Um den Anfang seiner erhaltenen Macht bei seiner Wiedereinsetzung der Welt zu zeigen, machte er einige damals unerhörte Veränderungen unter den Officieren: er sezte, ohne den Kaiser, oder den kaiserlichen Staatsrath darum zu fragen, auf einmal vier General-Feldzeugmeister und acht Generalmajore della Battaglia. Der

Kaiser ließ ihn einladen, bei der öffentlichen Reichsversammlung zu erscheinen, um daselbst von den versammelten Kur- und Reichsfürsten in seiner neuen Würde bestättigt zu werden: allein Wallenstein antwortete: er habe nicht nöthig von jemanden, als nur seinem Obern bestättigt zu werden, und ging, statt auf den Reichstag, unter dem Vorwand einer schlechten Gesundheit, ins Karlsbad.

Gustav zog unterdessen von einer Seite Deutschlands zur andern, vom Rhein an die Donau, um auch in Baiern seine Eroberungen zu verbreiten. Er sezte über den Lech, schlug Tilly'n abermal, und nahm München ein. Wallenstein sah mit einer gewissen Zufriedenheit zu, ohne seine bereitstehende Macht auf die Seite des Kriegsschauplatzes zu wenden. Der persönliche Haß gegen Tilly'n und Maximilian machte ihn zaudern, und seine Friedensunterhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen, welche freilich ohne Wirkung waren, dienten ihm zu einer scheinbaren Entschuldigung, da er nichts Ernsthafteres unternahm. Da aber Tilly an der Wunde, welche

er in dem unglücklichen Treffen bei dem Lech empfangen, den Tod eines Helden starb, und Maximilian seines Landes beraubt war; eröffnete endlich Wallenstein im Anfang des Aprils den Feldzug. Sowol seine Rachbegierde zu befriedigen, indem er Maximilian der Wuth des Schicksals überließ; als die gewissere Hoffnung eines glücklichern Feldzuges gegen den Kurfürsten von Sachsen bestimmte ihn, seine Waffen zur Wiedereroberung Böhmens zu wenden. So sehr ehedem Wallenstein sich bemühte, Gustav zu einem Krieg in Deutschland zu reizen, um durch einen neuen Krieg seinen Ruhm zu vergrössern; und so übermüthig er sagte: Gustav sollte nur in Deutschland kommen, er wollte ihn mit Ruthen hinaus peitschen: so wenig Lust zeigte er nun, mit einem so tapfern und siegreichen König sich einzulassen. Er hatte nun eine ganz andere Meinung von Gustav als damals, wo man bei seinem Eintritt in Deutschland spottweis am Wiener Hof sagte: Gustav sey ein Schneekönig; er würde schmelzen, wenn er weiter gegen Süden käme.

Wallensteinen begleitete auch wirklich sein gewöhnliches Glück in Böhmen. An der Spitze von 40,000 Mann belagerte er die Hauptstadt Prag; und obschon die Sachsen, welche darinn lagen, sich hartnäckig vertheidigten; so wurde doch durch unaufhörliches Berennen erst Klein-Prag erobert; und bald darauf mußte sich auch die Burg, wohin sich die Sachsen zurückgezogen hatten, an ihn ergeben. Wegen dieser glücklichen Eroberung der Hauptstadt des Böhmischen Reiches soll der Kaiser Wallenstein einen offenen Brief zugeschickt haben, worinn er ihn zum Herzog von Glogau in Schlesien erhob. *) Auf diese Eroberung folgte die Besetzung der übrigen Städte in Böhmen, und die Einnahme von Eger vollendete die Besiznehmung des ganzen Königreichs welches durch Wallensteins Glück und Tapferkeit in nicht mehr als drei Monaten unter die Kaiserliche Gewalt gebracht worden. Wallen-

*) Leben Gustav Adolfs T. II. S. 295.

stein würde sich nun lieber nach Sachsen gewendet haben, um den Kurfürsten in seinem Lande zu züchtigen: als in Baiern zu ziehen, und sich mit Maximilian zu vereinigen. Da aber der ganze Strom des Kriegs durch Baiern sich gegen Oesterreich hinwälzte; und der Kaiser das Schicksal des Kurfürsten von Baiern sich sehr zu Herzen nahm; noch mehr aber fürchtete, Oesterreich möchte noch endlich der Schauplaz des Kriegs werden: so wurden Tag und Nacht Eilbotten an Wallenstein geschickt, um ihn von seinem Vorhaben, Sachsen anzugreiffen, abzubringen, und ihn zu bewegen, seine Macht nach Baiern zu wenden. So wenig Wallenstein gewöhnt war, einen schon gefaßten Entschluß zu ändern, wenn es auch der Kaiser befahl: so that er es doch diesmal auf dessen Bitten. Die nahe Gefahr, welche den kaiserlichen Landen drohte, machte seine Folgleistung nöthig; und seine Weigerung würde durch den Verdacht, als fürchte er sich, dem König von Schweden zu begegnen, seiner Ehre höchst nachtheilig gewesen seyn.

Dies war der stärkste Beweggrund, sich mit seinem grösten Feinde zu vereinigen. Niemand war thätiger, diese Vereinigung zu bewerkstelligen, als der bedrängte Kurfürst von Baiern. Er ließ sogar seine Musketier hinter die Reuter aufsitzen, um die Verbindung zu beschleunigen. Die Vereinigung geschah auch glücklich bei Eger; so sehr auch Gustav wünschte, sie verhindern zu können. Wallensteins und Maximilians Zusammenkunft entflammte den persönlichen Haß so sehr, daß keiner denselben bergen konnte; obschon sie beide Meister in der Verstellungskunst waren. Der Kurfürst mußte dabei noch die Kränkung dulden, zuerst nachgeben zu müssen.

So sehr sich auch dieser Prinz, wie es ihm Klugheit und unglückliche Nothwendigkeit auflegte, sich nach Wallensteins Eigensinn bequemte: so schien doch Wallenstein mit allem Fleisse auf Kränkungen zu sinnen, welche dem Kurfürsten am empfindlichsten waren. Er wußte, daß Maximilian Gustaven äusserst haßte; deswegen sprach Wallenstein in dessen Gegenwart allezeit in den erhabensten und schmeichel-

haftesten Ausdrücken des Lobes von dem Schwedischen König. Der Kurfürst durfte nur einen Wunsch äussern, daß er etwas ausgeführt haben möchte; so war es schon genug, daß es Wallenstein verhinderte. Als der Kurfürst einst lebhaft auf einen Angriff drang: sagte Wallenstein: Mein Herr, greiffen Sie den König mit Ihrer Mannschaft an; ich will Sie alsdann mit meinen Völkern unterstützen. Der Haß des Ohnmächtigen mußte die Rache des Stärkern empfinden.

Da Wallensteins Absicht war, Gustav wieder nach der Ostsee hinzulocken: so hielt er es für rathsam, sich recht dem Mittelpunkt der Schwedischen Eroberungen zu nähern; und machte nun Miene, auf Nürnberg loszugehen. Gustav, der von dieser Stadt schon die größten Beweise ihrer Ergebenheit erhalten hatte, und noch mehr von ihr hoffte, nahm sich dieser Stadt mit königlicher Grosmuth an; schlug rund um die Vorstädte sein Lager, und schüzte sie durch fürchterlich aufgeworfene Festungswerker. Wallenstein sparte indessen keine Mühe; ließ falsche Gerüchte, erdichtete Er-

zählung, vorgebliche Bewegungen ausstreuen, um Gustav von Nürnberg wegzulocken. Allein der König fühlte die Schwäche seines Heeres; mit seinen achtzehn höchstens zwanzigtausend Streitern war es rathsamer, unbeweglich stehen zu bleiben, als sich Wallensteins Heere, das dreimal stärker war, entgegen zu stellen. Wallensteins und Maximilians vereinigte Heere waren über 60,000 Mann stark; ja, wenn man Wallensteins Verzeichniß, welches er bei seiner Annäherung gegen Nürnberg mit gewöhnlicher Uebertreibung ausgehen ließ, glauben dürfte, so bestand allein sein Heer aus 59,000 Fußgängern, und 24,600 Reutern ohne die Kroaten, welche sich dabei befanden. Wallensteins Grundsaz war; das Glück folge grossen Heeren. Hätte er seinen Feind im offnen Felde getroffen, so würde er sich auch vielleicht nicht betrogen haben. Allein kaum wurde er seinen grossen Feind ansichtig: so erstaunte er über ihn, und ließ dem kriegerischen Genie Gustavs Gerechtigkeit wiederfahren. Mit stiller Bewunderung betrachtete er die Werke seines schöpferischen Geistes. Sein Lager war auf eine

neue, ganz ungewöhnliche Art verschanzt, welches ein Meisterstück der Kriegskunst war; die Auswahl und Benutzung einer vortheilhaften Lage; die Stellung des Heeres; die Menge und die schickliche Anwendung des schweren Geschützes, alles dieses ließ Wallenstein die Grösse seines Feindes fühlen. Noch Ehre genug für einen grossen Mann, wenn er bei der überwiegenden Grösse seines Gegners seine Schwachheit fühlt; dabei aber mit unerschütterten Stärke des Geistes in sich selbst noch Muth und Mittel genug findet, nicht kleinmüthig zu verzagen.

Als er sah, daß er mit diesem Gegner nicht wie gewöhnlich verfahren dürfe; so änderte er seinen Entschluß, einen entscheidenden Angriff zu wagen, und nahm sich vor, den König auszuhungern. Er wollte, wie er sagte, diesmal einen Aushungerungsfeldzug unternehmen: „Das Geheimniß, fuhr er fort, die „Sache wieder auf guten Fuß zu stellen, „bestehet nicht in häufig gelieferten Schlach„ten. Dieses Spiel haben meine Vorgän„ger versucht, ohne das Ziel ihrer Wünsche

„ erreicht zu haben. Deswegen werde ich
„ mir die Freiheit nehmen, nach andern Grund-
„ sätzen Krieg zu führen. Auf diese Art
„ wird man in wenig Monaten sehen, wer
„ in Deutschland Herr sey." Dieser Plan
war eines grossen Feldherrn in der That nicht
unwürdig; Wallenstein besaß Gaben des Gei-
stes genug, um den grossen Gedanken in sei-
nem ganzen Umfang und mit allen seinen
Vortheilen zu übersehen.

Europa glaubte wirklich, Wallenstein hätte
die rechten Maßregeln ergriffen, Gustavs
Siegen Grenze zu setzen. Der König schien
dadurch in einige Verlegenheit und Furcht ver-
sezt zu seyn, welche sich auch seinen obersten
Anführern mittheilte. Dem französischen Hofe
kam sogar die Lage der Schweden so gefähr-
lich vor, daß er sich aus Furcht, Oesterreichs
Macht möge wieder steigen, mit Friedensvor-
schlägen beschäftigte. Allein Gustav hatte
seinen Plaz so wohl gewählt, daß ihm Wallen-
stein nichts schaden konnte; von Nürnberg und
aus dem ganzen fränkischen Kreise strömte
Ueberfluß in das schwedische Lager, da das

schon erschöpfte Baiern für das grosse Kaiserliche Heer nicht Nahrung genug schaffen konnte. Wallenstein mußte seine ganze Kunst, ein grosses Heer zu unterhalten aufbieten: er selbst mußte sich bei seiner Tafel mit zwei Flaschen Wein für sich und seine Officiere begnügen; und litt selbst Mangel, da er andere aushungern wollte.

Beide feindliche Heere blieben neun Wochen lang in ihrer Stellung bei Nürnberg, ohne etwas Entscheidendes zu wagen. Den König schüzte sein unüberwindliches Lager, und den kaiserlichen Feldherrn sein übermächtiges Heer. Sie hielten es beide für einen Sieg, nicht besiegt zu werden. Doch fielen öfters kleinere Gefechte mit abwechselndem Glücke vor. Wallenstein war nicht gewöhnt, daran persönlich Antheil zu nehmen. Als Haupt, das einem Heere unschäzbar ist, hielt er es nur für Pflicht zu regieren, und solche gewagte Unternehmungen den Untergeordneten zu überlassen. Der König von Schweden aber wagte sich in diesem Stücke wie der gemeinste Soldat.

Wallenstein um zu zeigen, daß es ihm nicht an Muth fehle, erschien nun auch öfters an der Spitze seiner Völker, und wohnte solchen kleinen Gefechten gleichfalls bei.

Die Anführer der beiden Heere beeiferten sich während dieser kleinen Kämpfe, durch manche grosmüthige Handlung sich gegenseitige Merkmale ihrer Hochachtung zu bezeigen. Besonders suchte Wallenstein dem König die glänzendsten Beweise davon zu geben. Decobatel, ein schwedischer Oberster, der Liebling des Königs, wurde von den Kaiserlichen gefangen. Wallenstein empfieng diesen tapfern Officier mit vorzüglicher Hochachtung, und schickte ihn ohne Lösegeld, reichlich beschenkt, an den schwedischen Monarchen zurück. Mit einer gleichen Art behandelte er einen gefangenen Rittmeister, Namens Reischeck; er zog ihn an seine Tafel, bezahlte selbst den Kroaten das Lösegeld für ihn, beschenkte ihn mit einem schönen Pferde, und sandte ihn dem Könige mit der ehrfurchtvollen Versicherung zurück, daß er ihn als den ersten Feldherrn in der Welt betrachte, und vergnügt sterben würde, wenn

er nur die Ehre haben könnte, einen Frieden zwischen ihm und dem Kaiser zu stiften. Der König saß eben an der Tafel, als ihm dieses gesagt wurde, und gab zur Antwort: Wallenstein sey unstrittig ein prachtliebender Mann; und so wie er allemal bereit wäre, ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; also sey er auch zu ehrlich, ihm den Tod zu wünschen, ehe er noch einmal das Vergnügen genossen habe, ihn im freien Felde tüchtig bei der Krause herumzuschütteln.

Dieses zu verhindern, wünschte Wallenstein in der That Frieden. Er ließ dem König und seinem Kanzler Oxenstierna vorläufige Friedensvorschläge thun; da aber der König seinem Kanzler befahl, nur ehrenvolle Bedingnisse anzunehmen, so waren die Unterhandlungen fruchtlos. Der König hatte nun nicht mehr Ursache, Wallensteins Uebermacht zu fürchten; die vertheilte schwedische Mannschaft stieß den 21ten August zu seinem Heere; die Vereinigung konnte Wallenstein nicht hindern. Das schwedische Heer war nun dem kaiserlichen gleich; und da Wallenstein selbst des Königs

Ueberlegenheit an Kriegskunst fühlte: so hielt er es für das sicherste, nur vertheidigungsweisse zu handeln; alle Gelegenheit, zu schlagen, zu vermeiden, und sich durch Verschanzung seines Lagers vor einem Feinde zu schützen, welchem er auf freiem Felde zu begegnen nicht wagte. Gustav drang zwar nach der Vereinigung seiner Mannschaft mit aller Hitze auf ein entscheidendes Treffen; ließ öfters heftig auf das Kaiserliche Lager kanoniren; versuchte alles, um allgemein zu schlagen: allein Wallenstein bot alle seine Kriegskunst auf, es zu verhindern. Seine Klugheit, in dieser Lage einem Treffen auszuweichen, ist so bewundernswürdig, daß man auch hier den grossen Feldherrn nicht verkennen kann, der einen jeden Gegner nach seiner Art zu behandeln wuste. Viele wollen zwar Wallenstein einer vorsezlichen Schläfrigkeit beschuldigen, daß er den König nicht gleich, da dessen Macht noch viel geringer als die seinige war, angegriffen habe: es war entweder Furcht vor einem so grossen Gegner, sagen sie; oder Wirkung seines Hasses gegen den Kurfürsten von Baiern, den er an einem so rühmlichen

Unternehmen nicht wollte Theil nehmen lassen; oder gar boshafte Schadenfreude; indem er der Verheerung und gänzlichen Entkräftung der Länder seines Todfeindes durch einen langwierigen Aufenthalt mit einem ungeheuern Heere mit Vergnügen zusah. Allein selbst sein Feind Gustav gestand, daß Wallenstein in der damaligen Lage keine bessere Maasregeln habe nehmen können. Einem Helden, der gewohnt war, überall zu siegen, Grenzen zu setzen, und den Lauf seiner Siege zu hemmen; ist schon so gut, als ihn bezwingen; es erfordert mehr, als gemeine Kriegswissenschaft und Klugheit.

Der König wollte nun den Damm durchbrechen, welcher ihm in seinen Eroberungen im Wege stand. Er veränderte seine Stellung. Wallenstein fand hier neue Gelegenheit, seine Kriegskunst zu zeigen: gezwungen, auch seine Stellung zu ändern, bezog er mit seinem Heere ein noch vortheilhafteres Lager. Zwei Anhöhen, wovon eine der alte Berg, die andere der Burgstall hies, dienten ihm zur bequemsten Lagerung. Der Zugang zu die-

sen Anhöhen war steil und felsigt; rings herum breitete sich ein Wald aus; eine dreifache Vormauer von Bäumen und Verschanzungen vernichtete alle Angriffe der Feinde. Man erstaunte, daß sich Gustav habe entschliessen können, doch einen Angriff auf Wallensteins Lager zu unternehmen. Er fing ihn aber mit einer tollkühnen Wuth an, und sezte ihn mit einer verzweifelten Tapferkeit fort. Das ganze Unternehmen hatte nur einen einzigen Endzweck, nämlich die Besetzung des Gipfels dieses Berges: eine Tagarbeit, welche die Natur, noch mehr aber die durch Wallensteins Kunst angelegten Verschanzungen, und die hartnäckige Gegenwehr der kaiserlichen Völker ausserordentlich schwer machten. Wallensteins Heer war eine Maschine, welche er so lang zu gehen zwang, als es ihm beliebte; seine Soldaten standen bei dem hitzigsten und unaufhörlichen Andringen der Schweden unbeweglich, wie der Fels, worauf sie fochten; je hitziger die Schweden kämpften, desto hartnäckiger focht man auf kaiserlicher Seite. Die Anhöhe war für die Schweden unersteiglich, so tapfer sie auch gefochten haben. Im

völligen Feuer wurde Wallensteinen die Nachricht gebracht, der König habe die Anhöhe gewonnen. Wallenstein, welcher seiner Sache gewiß, und von seinen guten Anstalten bis zur Ueberzeugung eingenommen war, brach hierüber in Ausdrücke aus, die eine Mischung von äusserster Bestürzung und höchster Ruchlosigkeit waren: Er würde nicht glauben, sagte er, daß ein Gott im Himmel wäre, wenn dieser Berg eingenommen würde. Der Kampf dieses Tages war der schrecklichste unter allen, welchen man während des dreissigjährigen Krieges gesehen hat. Die ältesten Officiere von beiden Seiten gestanden alle, die Schlachten bei Prag und Leipzig wären gegen diesen Angriff nur eine Art eines festlichen Spielwerks gewesen. Der Kampf dauerte zehen Stunden ohne Aufhören fort, und dieses mit solcher Heftigkeit, und so anhaltendem Feuer aus dem Geschütze, daß der ganze Berg in Flammen zu stehen schien. *) Die einbre-

*) Leben Gustav Adolfs T. II. S. 388.

chende Nacht sezte der Wuth der Streitenden Schranken. Die Ehre eines tapfern Kampfes blieb beiden Theilen eigen; aber Wallenstein die grössere, daß er die Absichten seines Gegners vereitelt, und sein Lager behauptet hatte: dieses war Sieg für ihn.

Die Schweden brachten eine kalte, nasse, traurige Nacht auf dem freien Felde, und ihr König in seinem Wagen zu, in welchem er bei Anbruche des Tages Kriegsrath hielt, und Rückzug beschloß. Gustav schlug ein neues Lager nahe an das kaiserliche; Wallenstein blieb in seiner alten Stellung. Keiner von beiden wollte angreiffen; keiner von der Stelle weichen. So blieben sie wieder einige Wochen in Unthätigkeit, und sahen einander an. Wallenstein führte unterdessen eine Unternehmung aus, welche ihm so viele Ehre, als seinem Feinde Nachtheil brachte. Er ließ die Stadt Lichtenau, eine gute Festung in der Burggrafschaft Nürnberg, unvermuthet berennen, und zwang die schwedische Besatzung zur Uebergabe. Dadurch gewann er einen Plaz, welcher ihm die Zufuhr der Lebensmittel unge=

mein erleichterte, und die Absicht des Königs vereitelte, welcher sich dieses Platzes bedienen wollte, um ihn aus dem Lager zu ziehen. Alle Versuche des Königs, Wallenstein ins freie Feld zu zwingen, waren vergeblich. Gustavs feurigem Muthe, der nur zu schlagen und zu siegen gewöhnt war, wurde längerer Aufenthalt unerträglich. Er brach sein Lager ab, und zog in Baiern. Doch um seinen Abzug mit Ehre zu bewerkstelligen, stellte er sein Heer noch einmal vor seines Gegners Augen in vollkommene Schlachtordnung, und ließ sie vier Stunden so stehen. Wallensteins Klugheit ließ sich nicht durch eine kriegerische Eitelkeit reizen. Er ließ den König abziehen, ohne ihn im geringsten zu beunruhigen. So endigte sich der kriegerische Auftritt bei Nürnberg. Ganz Europa wartete auf die Entscheidung, wer von beiden grossen Kriegsmännern siegen würde; und am Ende blieb es unentschieden, ob man die Klugheit des vorsichtigen Feldherrn, oder den Heldenmuth des kühnen Königs mehr bewundern sollte.

Wallenstein brach nun auch auf, rückte dem König nach; so daß nur die Regniz beide

Heere trennte. Als er sah, daß Gustav seinen Weg nach Baiern nahm, trennte er seine Mannschaft von jener des Kurfürsten in Baiern, so sehr auch dieser bat, ihn nicht zu verlassen.

Wallenstein hatte aber einen wichtigern Plan bei sich entworfen. Seine Absicht ging nach Sachsen und Mecklenburg, um den Krieg gegen die Ostsee hinzuziehen. Er begleitete den Kurfürsten noch fünf Meilen, und nahm dann mit der verstellten Höflichkeit des Weltmanns, mit einer stolzen Gelassenheit, und jenem zurückhaltenden und geheimnißvollen Wesen, welches er immer gegen ihn geäussert hatte, Abschied von ihm. Maximilian, so geübt er auch in dergleichen Künsten war, konnte seine Empfindlichkeit doch nicht bergen: er brach in Vorwürfe aus, und wähnte sogar in einigen Ausdrücken von Wallensteins Einverständniß mit dem König von Schweden. Gustav nahm nun seinen Weeg gegen Süden; Wallenstein gegen Norden. Sein Zug durch Franken, wo er Koburg einnahm, das Schloß aber vergebens berennte, geschah mit verhee-

render Wuth; noch mehr mußte das Voigtland seine unmenschliche Verwüstungen empfinden; Sachsen, welches er sich zum Winterquartier auserseben hatte, stund es noch vor. Als er daselbst ankam, schlug er sein Lager bei Weida an der Elster; und belagerte hierauf Leipzig, welche Stadt sich nach fünf Tagen ihm ergeben, und 50,000 Thaler Brandschatzung erlegen mußte; ihr folgte die Einnahme anderer wichtiger Plätze. Nicht so glücklich war er in seinem Unternehmen auf die Torgauer Brücke. Der Kurfürst von Sachsen war ihm in Besetzung dieser Brücke, welche dem kaiserlichen Heere alle Vortheile des Landes würde eröfnet haben, zuvorgekommen. Wallenstein ließ von diesem Vorhaben ab, als er die Nachricht von Pappenheims Ankunft erhielt; und eilte, zu dessen Heer zu stossen. So sehr Gustav auch diese Vereinigung zu verhindern suchte, so kam sie doch glücklich zu Stande.

Gustav hatte indessen wieder Baiern verlassen, und eilte mit fliegenden Schritten nach Sachsen. So gewiß Wallenstein von der Annäherung der Schweden nach Sachsen un-

terrichtet war: so wenig konnte er sich überreden, daß der König mit einem Heere von 18,000 Mann das Kaiserliche, welches 40,000 stark war, angreifen würde. Er war so überzeugt davon, daß er in diesem Zeitpunkte noch Pappenheimen abschickte, um Halle in Besiz zu nehmen. Aber plözlich erhielt er die Nachricht, daß die Schweden mit voller Macht gegen die Kaiserlichen anrückten. Diese Botschaft war ein Donnerschlag für Wallenstein; seine gewöhnliche Gegenwart des Geistes schien ihn auf einmal verlassen zu haben. Er machte Entwürfe, und verwarf sie wieder; seine Entschliessungen schienen in der Geburt zu sterben. Die Quelle seiner Verwirrung und Furcht mag der Fehler gewesen seyn, den er durch Pappenheims Abschickung begangen hatte. Sein Wunsch war, alles entscheidende Treffen, besonders bei Pappenheims Abwesenheit zu vermeiden. Er sah indessen nur zu deutlich, daß der Schwedische Monarch ihn zu einem allgemeinen Kampf nöthigen würde, so bald er sich mit dem Kurfürsten von Sachsen würde vereinigt haben. Als er die Nothwendigkeit, zu schlagen sah, nahm er alle die

klugen Maasregeln, die man von einem so erfahrnen Feldherrn erwarten konnte. Pappenheimen gab er Befehl, sich in Eil von Halle zurückzuziehen, und sich mit ihm bei Lützen zu vereinigen; besezte hierauf die vortheilhafteste Lage; ließ noch Abends um 9 Uhr zwei grosse Verschanzungen aufwerfen, und sie mit schwerem Geschütze besetzen; beide Seiten schüzte er durch tiefe Gräben; die Gräben an der hohen Strasse, welche zwischen ihm und dem schwedischen Heere lagen, mußten in später Nacht noch mehr erweitert und vertieft werden, so daß sie die Höhe einer ordentlichen Brustwehr bekamen. Das schwedische Heer blieb die ganze Nacht in Schlachtordnung; das sich verbreitende Tageslicht und der fallende Nebel (es war der 6te November) liessen den König Wallensteins vortheilhafte Stellung und kluge Anstalten, überall Hindernisse zum Angriffe, sehen. Da es indessen einmal sollte geschlagen seyn, so stellte auch Wallenstein sein Heer in Ordnung, und übernahm die Anführung im Mittelpunkte desselben. Er ließ sich beim Anfang der Schlacht in einem Tragsessel, welcher von Pferden gezogen

wurde (denn er hatte damals das Podagra so stark, daß er weder gehen, noch wohl zu Pferde sitzen konnte) durch die Reihen der Soldaten tragen, und ermunterte sie zur Ehre und Tapferkeit. Die Anführung des rechten Flügels vertraute er Colloredo'n an; der linke Flügel wurde Holken bis auf Pappenheims Ankunft übergeben.

Um 9 Uhr fing das Treffen mit einer heftigen Kanonade aus dem kaiserlichen Lager an. Die Verschanzungen waren so vortheilhaft angelegt, daß das schwere Geschüz ein grosses Morden unter den Schweden anrichtete. Gustav, dem schweres Geschüz mangelte, eilte, den Schritt zum allgemeinen Treffen zu thun. Sein Fußvolk fand beim Uebersetzen über die Gräben fast unüberwindliche Hindernisse. Das Gefecht wurde gegen 11 Uhr allgemein. Am Graben war das größte Feuer des Gefechtes, und von Kaiserlicher Seite hartnäckige Gegenwehr.

Hier war es, wo der grosse Gustav den ehrenvollen Tod eines Helden gefunden hat.

Er führte selbst seine weichenden Schweden in den Streit zurück, und fiel mit vielen Wunden bedeckt. Die schwedischen Anführer streuten das Gerücht aus, ihr König sey gefangen; dies hatte die Wirkung, daß der schwedische Soldat wie ein wütender Löwe focht, um seinen König zu befreien. Wallenstein that unterdessen alles, was die Pflichten eines Feldherrn erfodern. Er beseelte sein ganzes Heer mit seinem Muthe; ermunterte es von neuem, wo die dringendste Gefahr war; sezte sich endlich selbst zu Pferde, als die Schweden unwiderstehlich eindrangen. Oft mischte er sich ins hitzigste Gefecht, scheute weder Feind noch Geschüz. Eine Musketenkugel verwundete ihn leicht an der linken Seite, und sein Mantel wurde verschiedenemale durchschossen. Das Glück der Schlacht war lang unentschieden. Die Kaiserlichen, welchen der Tod Gustavs bekannt wurde, stritten befeuert von der Hoffnung des Sieges; die Schweden wie verzweifelte Leute wegen dem Verlust ihres geliebten Königs. Die Kaiserlichen mußten endlich ihren wüthenden Anfällen weichen; und jener grosse Haufen,

welchen Piccolomini anführte (von welchem Gustav gefallen seyn soll) wurde niedergeworfen und vertilgt. Die Schweden eroberten dadurch den Leichnam ihres Königs wieder. Höchst empfindlich war dem kaiserlichen Feldherrn der Verlust der tapfern Piccolominischen Schaaren. Er suchte die Lücke mit zwei Kaiserlichen Regimentern, Altbrunner und Jungwallenstein auszufüllen, welche mit so hartnäckigem Anhalten fochten, daß Wallenstein die übriggebliebenen dieser tapfern Leute nach seiner Rückkehr in Böhmen zu seiner Leibwache wählte, rings um seinen Pallast in Prag stellte, und auf seine Kosten prächtig kleidete und verpflegte. Mit nicht weniger Verdruß sah er die Schweden eine Verschanzung besteigen. Durch neu zugeschickte Hülfe wurden zwar die Schweden zurückgeschlagen; aber ein neuer Angriff sezte dieselben in völligen Besiz. Noch ein grösserer Nachtheil war es für den kaiserlichen Feldherrn daß ein Haufen deutscher Reuter, 1000 Mann stark, welche einen vortheilhaften Plaz zu besetzen hatten, plözlich in einen panischen Schrecken geriethen,

und so sehr auf ihre Sicherheit bedacht waren, daß sie nicht mehr im Treffen erschienen.

Der Sieg lenkte sich allmählig auf die Schwedische Seite: Wallenstein harrte noch immer mit aushaltendem Muthe, ließ Schritt vor Schritt fechten, und bezeichnete jeden mit Blute. Die Schweden hielten eben so hartnäckig aus, und erneuerten immer den Angriff. Nun kam der Graf von Pappenheim mit seinen Kürassiern und Dragonern von Halle an. Seine erste Frage war: wo ficht der König? Er bezog seinen Posten von der Ehrbegierde entbrannt, mit dem grossen Gustav zu streiten, dessen Tod noch nicht genug bekannt war. Die Schweden mußten wieder auf seinen muthigen Angriff weichen, und ein ganzes Regiment Schweden wurde niedergehauen. Da aber Pappenheim an der Spitze der Linie einige neue Anordnungen machte: traf ihn eine Kugel in die Hüfte. Er merkte, daß seine Wunde tödtlich war, ermunterte noch seine Leute zum tapfern Gefechte, und ließ sich hierauf nach Leipzig führen, wo dieser tapfere und menschenfreundliche Feldherr auf seinem

Bette dem Tod so ruhig entgegen sah, als er ihn muthig auf dem Schlachtfelde verachtet hatte.

Der Name Pappenheim hatte die Kaiserlichen mit neuem Muth beseelt; auch nach seiner Entfernung von dem Schlachtfelde, als Holk die Anführung wieder übernahm, unterhielt sich noch das Feuer, mit dem er sie belebt hatte. Man focht auf beiden Seiten mit abwechselndem Glücke, und ihr Kampf war noch nicht entscheidend. Doch zeigte sich immer mehr Vortheil auf Schwedischer Seite. Man ruhte und fing wieder an zu streiten, gleich Fechtern, welche im Zweikampfe ermüdet worden sind, und sezte so mit anhaltender Wuth und Hartnäckigkeit bis gegen Abend fort.

Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar, welcher nach des Königs Tod die Anführung übernommen hatte, führte seine Völker zwölfmal zum neuen Angriffe. Den lezten heftigsten Anfall machte er noch mit seiner Reuterey, welche von Kniphausens Fußvölkern unterstüzt wurde, so daß das Kaiserliche Heer in die

äusserste Verlegenheit gerieth; der Nebel und die finstere Nacht verhinderten, daß die Schweden die Kaiserlichen nicht weichen sahen. Die eingebrochene Nacht machte also dem verzweifelten Kampfe bei Lützen ein Ende, ohne daß die Sieger wußten, wer besiegt war. Wallenstein, der nicht für gut befand, seine abgematteten Völker den folgenden Tag in ein neues Treffen zu führen, ließ zum Abzuge blasen, um sich nach Leipzig zurückzuziehen. Das erstemal in seinem Leben überließ er dem Feinde das Schlachtfeld. Unter den vielen Fehlern, welche man, wie gewöhnlich allen Feldherrn, die ein Treffen verlieren, auch Wallensteinen zu Last leget, ist vielleicht dieser der einzige, oder doch der größte, daß er den Kampfplatz verließ, ohne völlig besiegt zu seyn, und dadurch dem Feinde den Sieg zugestand, von dem er selbst nichts wuste. Die Schweden, von dem Verlust ihres Königs niedergeschlagen, würden den Rückzug genommen haben, wenn ihnen Wallenstein nicht zuvorgekommen wäre.

Wallenstein mußte nun seinen Plan, in Sachsen zu überwintern, ändern: die ver-

einigten Protestantischen Mächte, mit den siegenden Schweden, hatten allda das Uebergewicht. Er verließ mit dem Ueberreste seines Heeres Leipzig und eilte in Böhmen. Voll Unmuth über das treulose Glück nahm er zu Prag eine gerichtliche Untersuchung wegen der Schlacht bei Lützen vor, und verfuhr dabei mit einer in der Geschichte unerhörten Strenge. Eine Menge Officiere und Soldaten wurden bei diesem Blutgerichte öffentlich mit dem Tode bestraft. Ein junger Oberster, dessen Blutgerüst unter Wallensteins Fenstern aufgerichtet war, redete die Umstehenden mit geseztem Muthe also an: „Meine Herrn, ich stelle „mich hier ein, den Tod zu leiden. Und „aus was für einer Ursache? — deswegen „weil ich mit meinem obersten Feldherrn da„von gelaufen bin.“ So ausschweifend Wallenstein im strafen war: so verschwenderisch war seine Freigebigkeit im belohnen. Dem Grafen Pappenheim schickte er noch zu Leipzig, als er eben dem Tode nahe war, 8000 Thaler zum Geschenke. Den tapfern Pcciolomini beschenkte er mit 10,000 Thalern. Vielen von seinen Officeren gab er goldene, mit Dia-

manten besezte Ketten, woran eine Münze von ihm hieng, und davon jede 3000 Thaler werth war. Als der König von Dännemark den General Holken bei Einziehung seiner Güter in Dännemark, welche gering waren, zurückberief: ließ ihm Wallenstein die Freiheit, aus vier Böhmischen Herrschaften eine zu wählen, wovon jede 16 bis 18 Dörfer und Flecken hatte.

Den Winter brachte Wallenstein zu Prag mit Zurüstungen auf den Feldzug des 1633 Jahres zu. Durch sein Geld, sein erworbenes Zutrauen, und seine unumschränkte Macht brachte er bald wieder sein Heer auf 40,000 Mann. In Schlesien, welches die Schweden und Sachsen als ihre Eroberung besezt hielten, wurde in diesem Jahr der Schauplaz des Krieges geöffnet. Der General Gallas war schon mit einem Heere vorausgeschickt; Wallenstein folgte mit dem Hauptheere, und vereinigte sich mit ihm bei Neisse. Die Bewegungen der Schwedischen und Sächsischen Völker schienen bald auf ein entscheidendes Treffen zu dringen; sie stellten sich sogar in

Schlachtordnung. Da aber keines von beiden Heeren seine vortheilhafte Stellung verlassen wollte: so blieb es bei kleinen Gefechten. Wallenstein, welcher die Ungewißheit des Kriegsglückes einmal erfahren hatte, schien alle Lust, zu kriegen, verloren zu haben, und war nunmehr mit Friedensvorschlägen beschäftiget. Arnheimen, der ihm nicht abgeneigt war, hielt er von der feindlichen Seite für das beste Werkzeug zu einem vorhabenden Friedensschluß. Er schickte seinen Schwager den Grafen Terzky mit einem Trompeter an Arnheimen, um ihn einzuladen, daß er wegen einer wichtigen Angelegenheit zu Wallenstein ins Lager kommen sollte. Arnheim weigerte sich. Da aber bald hernach eben diese Gesandschaft mit dem dringendsten Anhalten und mit der Aeusserung, das Wohl des ganzen römischen Reiches hienge davon ab, bei Arnheimen erschien: so begab sich dieser zum Kaiserlichen Feldherrn ins Lager. Wallenstein machte ihm hierauf den Antrag, daß er entschlossen sey, einen allgemeinen und sichern Frieden zu schliessen; da der Kaiser sowohl, als die Fürsten des Reiches so sehr entkräftet

wären, daß sie den Krieg nicht länger fortsetzen könnten. Die Friedensvorschläge waren folgende. *)

Er selbst, als oberster Feldherr, wünsche mit der Krone Schweden, mit der Kur Sachsen und Brandenburg einen rechtmässigen Frieden zu schliessen; und wenn der Kaiser nicht geneigt seyn würde, gegenwärtige Bedingungen in Erfüllung zu bringen, so wisse er Mittel, den Kaiser dazu zu nöthigen.

Alle den Protestanten vormals entzogenen Privilegien sollten ihnen wieder gegeben werden.

Alle Jesuiten, als die Anstifter der Kriegsunruhen, sollten aus dem Reiche geschaft werden.

Der Saz: man müsse den Kezern nicht Glauben halten; soll hier nichts gelten; sondern alles zugesagte aufrichtig und redlich gehalten werden.

*) S. v. Khevenhüller Annales Ferdinandei Tom. XII. S. 578.

Weil Schweden die Kriegskosten würde erstattet haben wollen, dieses aber jezt nicht möglich sey; so sollen dazu gewisse Zeitfristen festgesezt werden, und indessen Schweden die eingenommenen Festungen behalten.

Kursachsen und Brandenburg sollten aber den Schaden, welchen sie erlitten haben, vergessen.

Die Kriegsheere sollten wider die Türken geführt werden.

Der herrschende Ton, womit diese Friedensvorschläge vorgetragen wurden, hätte die ganze Sache zweifelhaft machen können, wenn man nicht von Wallensteins Charakter und der ihm vom Kaiser gegebenen unumschränkten Gewalt unterrichtet gewesen wäre. Aber ganz unglaublich würden jene beigefügten Friedensbedingnisse seyn, welche Wallenstein für seine Person heimlich beisezte; wenn nicht eben der glaubwürdige Geschichtschreiber Bürge dafür wäre. *) Es sind folgende:

*) S. v. Khevenhüller Annales Ferdinandei Tom. XII. S. 580.

Wenn er die Böhmische Krone dafür erlangen könne, so wolle er alle eingezogene Güter wieder geben; die Religion frei lassen; den Kurfürsten von Pfalz wieder in seine Würde einsetzen; für Mecklenburg, Sagan und Glogau wolle er das Marggrafthum Mähren haben; man solle ihm alle Heere übergeben, so wolle er nach Wien gehen und den Kaiser zwingen, alles zu genehmigen.

Sämtliche Friedensvorschläge ließ Arnheim schriftlich aufsetzen, und verfügte sich damit zu den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg. Wallensteins bekannte, immer emporstrebende Ehrbegierde; die Wahrscheinlichkeit, er würde sich noch immer an dem Kaiser wegen seiner Absetzung zu rächen suchen; die neue Bewegungen und Ränke seiner Feinde, besonders der Spanischen Minister, welche ihn von der Anführung des Kaiserlichen Heeres, wornach sogar der König von Ungarn strebte, gern entfernen wollten; alles dieses machte den beiden Kurfürsten wahrscheinlich, er sey im Ernste gesinnt, das mit aller seiner Macht auszuführen, was er ver-

sprochen hatte. Man entschloß sich, seine Friedensvorschläge zu unterschreiben, und Arnheimen mit denselben an ihn zurückzusenden.

Arnheim verfügte sich selbst zum Herzog von Friedland, um seine Gegenbedingnisse ihm vorzulegen, und von ihm genehmigen zu lassen. Er that es mit seiner eigenen Unterschrift, und überhäufte Arnheimen mit den schmeichelhaftesten Lobeserhebungen wegen seinen glücklichen Unterhandlungen. Als Arnheim aus dem kaiserlichen Lager abgereiset war: so schickte er den Herzog von Lauenburg, unter dem Vorwande, als habe er vergessen, zu verabreden, auf was Weise die bedungene Vereinigung beider Kriegsheere sollte ausgeführt werden, zu dem kaiserlichen Feldherrn zurück. Wie erstaunte aber der Herzog von Lauenburg, als er wegen der Vereinigung zu unterhandeln anfing, und von Wallenstein die Erklärung hörte. „Man muß sich verbinden, den gemeinen „Feind, die Schweden, aus dem Lande zu „jagen." Der Herzog verbarg seine Verwun-

derung und lachte; bat aber um eine nähere Erklärung.

Wallenstein beharrte darauf, man müsse die Schweden aus dem Reiche jagen. Alle Gegenvorstellungen des Herzogs von Lauenburg, daß es nicht redlich gehandelt sey, gegen die Schweden, welche doch auch mit in die Friedensverträge eingeschlossen wären, so zu verfahren, halfen nichts. Der Herzog von Lauenburg reißte mißvergnügt von Wallenstein weg. Dieses seltsame Betragen Wallensteins wäre ein unerklärbares Räthsel, wenn man nicht den Aufschluß in den geheimen Friedensvorschlägen, welche seine eigene Person betrafen, fände. So fruchtbar sein Geist immer an neuen Planen zu seiner Vergrösserung war; so wankelmüthig war er auch, wenn er Gefahr gestürzt zu werden vorsah.

Dieses war hier der Fall: alle Umstände waren noch nicht zur Ausführung seines Entwurfes gehörig vorbereitet. Die Grösse der Gefahr, seine geheimen Friedensbedingnisse möchten dem Kaiser von dem Kurfürsten entdeckt

werden, ehe er noch die übrigen Maasregeln genommen hätte, stellte sich nun seinem Geiste auf einmal so lebhaft vor, daß er vor seinem gemachten Schritte zurückbebte, und sich entschloß, die Ausführung seines Planes aufzuschieben.

Die nie versiegende Quelle an glücklichen Auswegen, die er allezeit in seinem schöpferischen Geiste fand, gab auch hier der Sache eine andere Wendung: er wußte der ganzen Unterhandlung den Anschein einer List zu geben, mit welcher er seine Feinde hätte berücken wollen. Wäre Treulosigkeit zu loben: so verdiente sie es hier wegen ihrer fein ausgedachten Wendung.

Wallenstein ließ schnell auf Schweidniz anrücken, um diese Festung zu überraschen. Die wachsame Besatzung schlug aber seinen raschen Anfall zurück. Ein gleich eilfertiges Unternehmen auf Liegniz war eben so fruchtlos. Er fing nun an, Schweidniz mit aller Macht zu belagern; Arnheim eilte herbei, die Stadt zu entsetzen, stellte sein Heer in Schlachtordnung, und

wollte ein Treffen liefern. Wallenstein, welcher treu, oder muthlos allem entscheidenden Unternehmen auswich, zog sich zurück. Der Feind folgte ihm, und machte beträchtliche Beute. Der kaiserliche Feldherr verschanzte sich aufs neue mit aller möglichen Sicherheit, und gegenüber schlug der sächsische Feldherr sein Lager. Beide wollten lang keinen Angriff wagen. Der Mangel an Zufuhr nöthigte endlich Wallenstein, das sächsische Lager zu bestürmen; der Angriff kostete viele Leute, und war ohne Erfolg. Arnheim öffnete sich unterdessen mit 10,000 Mann den Weg nach Breßlau durch grossen Verlust der Kaiserlichen. Muth und Glück schienen von Wallenstein, der in grössern Unternehmungen alles nach Wunsch ausgeführt hatte, in diesen kleinern Vorfällen gewichen zu seyn.

Mißtrauisch auf das Kriegsglück nahm er eine Zuflucht wieder zu Friedensunterhandlungen mit Arnheim. Machte er dadurch gleichwohl keinen Schritt weiter; so hemmte er doch unterdessen den glücklichen Lauf der feindlicheu Waffen. Wallensteins Betragen

erweckte am kaiserlichen Hofe Verdacht. Seine Unthätigkeit an der Spitze eines ansehnlichen Heeres, und die beständigen Friedensunterhandlungen mit Arnheim, bestärkten den Argwohn, welchen man sich am Hofe nicht mehr ins Ohr sagte: Wallenstein strebe nach der böhmischen Krone. Der Kaiser, eifersüchtig auf seinen Unterthanen, welchem er selbst die ununschränkte Macht mit den Waffen in die Hand gegeben hatte, mußte nun heimlich gegen den zu Werke gehen, gegen welchen er mit öffentlicher Gewalt nichts vermochte. Der Präsident des Kriegsraths, Herr von Schlick, wurde von dem Kaiser unter dem Vorwand verschiedener Geschäfte, mit dem heimlichen Auftrage, Wallenstein zu beobachten, in das kaiserliche Lager geschickt. Wallenstein hatte aber schon zu gute Nachrichten von seinen Ergebenen an dem Hofe, daß er die Ankunft des Grafen nicht gleichgültig ansehen konnte. Der Graf soll über dies, als ihm Gallas die Stellung des gegen über liegenden Feindes zeigte, gesagt haben: der Feind sollte ihm, hätte er die Anführung, gewiß seyn. Wallenstein erfuhr dieses, und schwur, er wolle den

Grafen auf der Rückreise erschiessen lassen. Der Graf wurde gewarnt, nahm einen andern Weg, und kam glüklich nach Wien zurück.

Alle Umstände schienen sich nun allmählich zu Wallensteins endlichem Falle zu vereinigen. Durch des Grafen Schlick Zurückkunft wurde der Verdacht beinahe Gewißheit, welche noch mehr durch den Marquis von Grana bestärkt wurde, als sich dieser Officier, unter dem Vorwande, die Kriegsdienste zu verlassen, an den Hof begab, um Wallensteins Ankläger zu werden.

Wallenstein rückte indessen immer näher zu dem gefährlichen Punkte seines Abfalles. Die Träumereyen der Sterndeuter schmeichelten seiner Hoffnung mit der böhmischen Krone, und befestigten diesen Gedanken so sehr in seiner Seele, daß er nun entschlossen war, alles aufzuopfern, um diesen Lieblingsgedanken in Wirklichkeit zu bringen. Als ihm einer der Sterndeuter von diesem verwegenen Vorhaben abrieth, und ihm ein grosses Unglück vorsagte, antwortete er: „Wenigstens werde ich das Glück haben, als „König von Böhmen zu sterben, wie Julius

„Cäsar. Ist er gleichwohl erstochen worden,
„so hat er doch den Ruhm, daß er römischer
„Kaiser gewesen ist.“

Als sich das Friedensgeschäft mit Arnheimen wieder fruchtlos zerschlagen hatte: machte Wallenstein Miene, einen Einfall in Sachsen zu wagen. Er hatte dabei die Absicht, Arnheimen aus seinem Lager zu locken: es glückte ihm. Sobald Arnheim auch gegen Sachsen zog: machte Wallenstein eine Wendung gegen Schlesien auf die Steinauer Brücke zu, wo das schwedische Heer stand. Um dieses zu überraschen, legte er in einem Tage über acht Meilen zurück, kam an, ehe man es fast gewahr wurde, und seine Uebermacht nöthigte das feindliche Heer, welches vergeblichen Widerstand that, sich ganz zu ergeben. Alles Kriegsgeräth wurde ihm zur Beute. Der Sieg war so geschwind, als vortheilhaft: er öffnete ihm den Weg über die Oder.

Das siegende Glück stellte Wallensteinen an dem kaiserlichen Hofe wieder auf einer andern Seite dar: man vergaß den treulosen,

und sah nur den glücklichen Feldherrn, den ergebenen Diener des Kaisers. Beschämt schwiegen seine Feinde; aber nicht lange. Wallenstein hatte den Grafen von Thurn, einen von den Anführern der böhmischen Aufrührer gefangen bekommen; hatte oft geheime Unterredungen mit ihm, und gab ihm ganz unvermuthet die Freiheit wieder. Der Kaiser verlangte, daß man ihm diesen Gefangenen nach Wien senden sollte; er war aber schon befreiet und aus Schlesien hinweg, als der Befehl des Kaisers ankam. Man lobte am Wiener Hofe Wallensteins Sieg, fürchtete aber von neuem die Treulosigkeit. Er fuhr aber unterdessen fort, durch die ungemein grossen Vortheile, welche er aus diesem Siege bei der Steinauer Brücke zu ziehen wußte, neue Beweise von seiner Treue und Thätigkeit für die kaiserliche Sache zu geben. Er verbreitete seine siegreichen Waffen durch ganz Schlesien, und nahm die wichtigsten Plätze ein; zog hierauf nach Sagan, besezte diesen Ort, nebst Crossen; eroberte Frankfurt an der Oder, und drang bis in Berlin ein. Hier war nun Wallenstein auf dem Wege gegen die Ostsee

und Pommern, welchen er schon lange gesucht und nun mit seiner List gewählt hatte; aber ein kaiserlicher Befehl hemmte ihn auf seiner siegreichen Bahn: er sollte sich nach Baiern wenden, und Regensburg, welches der Herzog Bernhard von Weimar belagerte, entsetzen. Es wäre hier nicht das erstemal gewesen, daß Wallenstein gerade das Gegentheil, was der Kaiser befahl, gethan hat; aber seine dermalige Lage bei immer anwachsendem Mißtrauen des Hofes bewegte ihn, wenigstens Folgsamkeit zu zeigen, so wenig er auch Lust hatte, zu gehorchen.

Langsam und schleppend war sein Zug aus dem Brandenburgischen nach den Grenzen Baierns. Regensburg war eingenommen, ehe er ankam. Er blieb in Böhmen stehen, und lagerte sich bei Pilsen: und sah den Eroberungen des Herzogs Bernhard ruhig zu, ohne mit seinem Heere gegen ihn anzurücken. Der Kaiser wollte seine Erblande von dem Winterquartier befreiet haben, und ließ Wallensteinen durch den Kriegsrath von Questenberg bedeuten, er sollte gegen Passau vorrücken; er blieb

aber bei Pilsen in Böhmen gelagert. Hier war es, wo er den lezten Schritt zu seinem Abfalle und dem Throne in Böhmen zu thun beschlossen hatte.

Dürfen wir Khevenhüllern *) glauben (und doch ist er derjenige, welcher die sichersten Nachrichten von dieser geheimen Verschwörung haben konnte) so hatte Wallenstein diesen Plan schon bei seiner Entlassung aus Rachbegierde entworfen. Durch einen gewissen Sesin, von Riesenburg, hatte er damal schon geheime Unterhandlungen mit Gustaven in dieser Sache; begehrte Unterstüzung von ihm durch Mannschaft, um sich der Krone Böhmens zu bemächtigen und endlich den Untergang des ganzen österreichischen Hauses zu befördern. Da die von Gustaven begehrte Völker ausblieben: lud er Arnheimen mit dem sächsischen Heere nach Böhmen ein, und ermunterte ihn sogar, Prag einzunehmen. Wallenstein wäre also schon damal ein Verräther gewesen. Selbst da ihm die Anführung wieder übertragen ward,

*) Annales Ferdinandei Tom. XII. S. 1110.

soll seine Absicht auf das Königreich Böhmen die Triebfeder aller seiner Unternehmungen gewesen seyn. Durch die unumschränkte Macht bei dem Heere, welche er sich ausbedung, glaubte er seinen Entwurf ungehindert ausführen zu können. Gegen das Ende des 1633 Jahres kam endlich sein Plan zur Reife. Ein Zusammenfluß von günstigen Umständen schien ihn zur Ausführung desselben einzuladen. Die Schweden waren die unüberwindlichen Sieger Deutschlandes; Kursachsen und Brandenburg ihre mächtigen Bundsgenossen; Die kaiserliche Macht hing von seinem Winke ab; Der ehemals erwählte König in Böhmen war todt; sein Ansehen in Böhmen war fürchterlich und so gut als königlich. Von der andern Seite schien ihn seine Lage am Wiener Hofe zu diesem lezten Schritte zu zwingen; Das Unglück bei Lützen; Das Blutgericht zu Prag; seine beständige Unterhandlungen mit Arnheimen; seine ungewöhnliche Unthätigkeit an der Spitze eines fürchterlichen Heeres; die geringe Ehrfurcht gegen die kaiserlichen Befehle hatten die Hochachtung für ihn vermindert, und einen Argwohn bestärkt, welcher ihm den Fall

drohete. Wallenstein sezte in dem Winterquartiere bei Pilsen seine geheime Unterhandlungen mit Arnheimen und dem Schwedischen Reichskanzler Oxenstierna fort; bald brach er sie wieder ab, und trat mit Entsetzen von seinem Vorhaben zurück; bald sezte er sie thätiger, als jemals fort. Oxenstierna versprach, ihm, zur böhmischen Krone behülflich zu seyn; er müsse aber zuvor einen Schritt thun, um zu zeigen, daß er sich gegen den Kaiser empöre. Um dieses zu wagen, mußte er zuvor der Treue seiner Officiere gewiß seyn. Von den seinigen waren bisher nur sein Schwager Terzky, den er schon längstens zu seinem geheimen Unterhändler brauchte, und Illo, ein verwegener Oberster die Vertrauten seines Geheimnisses. - Illo'n brachte er durch List auf seine Seite. Er stellte ihm vor, daß er wohl thun würde, wenn er vom Kaiser wegen seinen grossen Verdiensten begehrte, in den Grafenstand erhoben zu werden. Wallenstein schikte ihn sogar in dieser Absicht nach Wien; schrieb aber unter der Hand an den Hof, daß man es ihm abschlagen sollte: indem andere verdientere Officiere ein gleiches bitten wür-

den. Illo kam mißvergnügt zurück. Wallenstein benuzte den Unwillen des Obersten; klagte mit ihm über die Ungerechtigkeit des Hofes, und beide verschwuren sich, Rache zu nehmen.

Die gröste Beschwerniß war noch, auch die übrigen höhern Officiere auf seine Seite zu bringen. Er fing nun an, laut über die Undankbarkeit des Kaisers gegen verdiente Soldaten zu klagen, und Rache zu drohen, um ihre Gesinnungen zu erforschen. Edeldenkende, wie der tapfere Piccolomini, und sein eigener Vetter, Graf Maximilian von Wallenstein, riethen ihm ab, indem sie ihm die Gefahr des Unternehmens vorstellten. Der Gedanke hatte sich aber schon seiner ganzen Seele bemächtiget; nur für ihn lebte er noch. Seine Vertraute, durch die ausschweifenden Hofnungen, die er ihnen machte, geblendet, feuerten ihn nur noch mehr an. In der ganzen Sache waren der Oberste, Graf von Thurn; der sächsische Feldherr Arnheim; der Graf Terzky, sein Schwager; der Oberste Illo; und der Graf Kinsky die tüchtigsten Werkzeuge, auf

deren geprüfte Treue er sich verlassen konnte. Um sich mehrere Officiere eigen zu machen erhob er viele zu höhern Würden, vermehrte ihren Sold, und bediente sich also seiner un- umschränkten Macht zur Ausführung seines Vorhabens. Unter dem Vorwande der Frie- densunterhandlungen mit Sachsen und Schwe- den blieben seine Anschläge der grösten Wach- samkeit des Wiener Hofes immer verborgen. Wallensteins Treue und Untreue war zwar das Gespräch des Hofes, der Stadt und des Landes; er fand aber so viele Vertheidiger, bis ihn ein Schritt bei allen verdächtig machte. Auf Wallensteins Befehl fanden sich alle Kommendanten der vornehmsten Städte in Böhmen und Mähren den 11ten Jenner in Pilsen ein; wenige fehlten, und unter die- sen waren der Generalleutenant Gallas, die Feldmarschälle Aldringer und Colloredo; sie erschienen auch nicht auf wiederhohlten Befehl. Terzky und Illo hatten den Auftrag, die Treue der Anwesenden zu prüfen, und ihre Gemüther allmählich zum Unwillen über den Kaiser zu lenken. Illo mußte ihnen verschie- dene Punkte, welche als kaiserliche Befehle

erfüllt werden sollten, vorlegen, und ihren Rath darüber einhohlen. Sie waren so erdichtet, daß die Unmöglichkeit ihrer Befolgung jedem in die Augen fiel. Ihre sämtliche Meinung stimmte darinn überein, daß keiner derselben ohne augenscheinliche Gefahr und den Untergang des Heeres könnte ausgeführt werden. Als die Obersten so weit gebracht waren, ließ er einen Schritt weiter thun. Er stellte ihnen durch Illo'n vor: der Kaiser begehre unmögliche Dinge; er selbst würde am Hofe verfolgt; man strebe ihm nach dem Leben; der Kaiser würde von Jesuiten und Höflingen beherrscht; der Soldat sey nicht geachtet, nicht belohnt u. s. f.; er sey deswegen entschlossen, seine Würde niederzulegen und in Ruhe zu leben.

Der Angriff machte Eindruck. Alle zeigten sich abgeneigt, einen Anführer zu verlieren, welcher durch sein eigenes grosses Vermögen das Heer immer in Ueberfluß erhielt, und durch eine unbegrenzte Freigebigkeit ihren Hofnungen schmeichelte. Sie baten einstimmig, er möchte sich nicht von seiner Stelle

entfernen. Desto hartnäckiger verharrte er auf seinem vorgegebenen Entschlusse. Sie wiederhohlten dringender ihre Bitte, mit der Versicherung ihrer thätigsten Treue. Er ließ ihnen endlich nach einem Gastmale, welches Illo gegeben hatte, die Erklärung eröfnen, daß er aus Liebe zu ihnen sich entschlossen habe, die Oberbefehlshaberstelle ferner beizubehalten; allein man müßte sich zu einer besondern Treue gegen ihn verbindlich machen. Illo legte ihnen in dieser Absicht eine Schrift zu unterschreiben vor, welche folgenden Inhalts war: daß sie, weil ihr oberster Feldherr aus Liebe zu ihnen noch ferner seine Stelle beibehalten wolle, demselben mit einem körperlichen Eide verpflichteten, sich bei demselben stets ehrlich und treu zu halten, ihn nicht zu verlassen und ihm bis auf den lezten Blutstropfen beizustehen. Die meisten unterschrieben im Taumel des Weines.

Den folgenden Tag ließ Wallenstein dieselben vor sich kommen, und eröffnete ihnen mit empfindlichster Kränkung seine Beschwerden gegen den Kaiser wegen Zurückhaltung

des Geldes für seine Kriegsvölker, wegen Zusetzung seines eigenen Vermögens und wegen dem Undank und der Gefahr, welche ihm drohe; er versprach ihnen aber, blos auf ihr Begehren seine Stelle nicht zu verlassen, und ihnen für ihre Zahlung gut zu seyn. Hierauf machte er eine Verbeugung mit seinem Kopfe und entließ sie. Der Nachdruck mit welchem er sprach, das Feuer seiner Augen und sein ganzes hohes Wesen erfüllte seine Officiere mit solcher Ehrfurcht, daß auch diejenigen, welche sich gestern zu unterschreiben weigerten, nun um Verzeihung bitten liesen, und sich bereit zeigten, die vorgelegte Schrift mit guter Ueberlegung und Nüchternheit zu unterschreiben.

So fein die Anlage des ganzen Unternehmens war, so unbesonnen war die Ausführung. Hier schien Wallensteinen seine Klugheit verlassen zu haben. Ein Geheimniß, das vielen anvertraut wird, hat allezeit seine Verräther. Erwähnte Wallenstein gleichwohl nichts von seinem Bestreben um die böhmische Krone; so war es doch Verwegenheit genug,

solche Klagen gegen den Kaiser in Gegenwart seiner Untergeordneten auszustossen; ja beinahe Unsinn, Abschriften von der Eidesverpflichtung der Officiere an die Abwesenden zur Unterschrift zu schicken. Wie sehr mußte dadurch die Achtsamkeit des Hofes geschärft werden, um gegen ihn als die gefährlichste Person, insgeheim die Waffen zu ergreifen.

Alle übrige Beschuldigungen mögen Erdichtungen seiner Feinde gewesen seyn: allein die öffentlichen Klagen gegen seinen Monarch, und der Vorsatz, sich zu rächen, womit er jene aufzuwiegeln suchte, welche er Kraft seines Amtes in Treue und Gehorsam halten sollte, machten ihn zum Aufrührer, und um so gefährlichern und verabscheuungswürdigern Aufrührer, weil man ihm alle Gewalt in die Hände gegeben hatte. Sein Undank gegen einen Monarchen, welcher ihn aus dem Staube zur Höhe seiner Majestät erhoben hatte, war Hochverrath. Fast unglaublich scheinen seine Absichten, welche er bei seinem verwegenen Entwurfe hatte? Unterdessen erzählen

wir dieselben, wie sie uns die Geschichte liefert. *)

Dem Grafen von Schafgotsch in Schlesien gab er Befehle, das Volk zu seinem Anhange zu lenken, und zu einer allgemeinen Gährung vorzubereiten. Den Grafen Piccolomini schickte er in das Land ob der Ens, alle Zugänge gegen Salzburg zu besetzen, damit keine Hilfe aus Italien kommen könne, mit dem Befehle, Aldringern gefangen zu nehmen, und sich hierauf selbst gegen Wien zu wenden, um den Kaiser gefangen zu bekommen, oder zu vertreiben. Die Erniedrigung des Hauses Oesterreich war der Umfang von dem ganzen Plane seiner Rache. Er ist aber so ausschweifend seltsam, daß man fast bei all seiner historischen Richtigkeit, Glauben beizumessen, Bedenken trägt.

Unterdessen war dem Kaiser die Sache von dieser Seite vorgestellt. Man fürchtete

*) Khevenhüller Annales Ferdinandei Tom. XII. S. 1143.

am Hofe jeden neuen Schritt, den Wallenstein that, als führte er ihn näher zum Zwecke. Er begehrte während seiner Zurüstung mit verwegenem Ungestümm 400, 000 Thaler für den rückständigen Sold seiner Völker, und für sich das Herzogthum Mecklenburg, als eine Belohnung seiner Dienste. Mit gerechtem Unwillen sah man am kaiserlichen Hofe ein, wohin solche Forderungen, deren Erfüllung unmöglich war, abzielten. Die schleunigsten Mittel waren nöthig, um einen Feind insgeheim auf die Seite zu schaffen, dessen Gewalt allen öffentlichen Angriff vereitelt haben würde. Der Generalleutenant Gallas wurde zum Werkzeuge gewählt, Wallensteins geheimen Bewegungen entgegen zu arbeiten. In einem geheimen Gewaltsbriefe vom Kaiser wurde ihm die Oberbefehlshaberstelle bis zur weitern Verfügung übertragen; Wallenstein abgesezt, und alle Officiere ihrer Pflicht gegen denselben entlassen. Gallas bekam noch insbesondere den Auftrag vom Kaiser, auf alle Schritte Wallensteins genau acht zu haben, und sich desselben todt oder lebendig zu bemächtigen. Gallas begab sich selbst nach Pil-

sen zu Wallensteinen. Unter der Larve des ergebensten Freundes, welchen sich Wallenstein durch Wohlthaten verbindlich gemacht zu haben, glaubte, erfuhr er von dem unglücklichen Feldherrn mehr, als er wollte. Er verwickelte sich sogar mit vielem Ernste in die Sache, und wußte Wallensteinen zu überreden, daß er die Obersten noch einmal versammeln, und die Eidesverpflichtung erneuern ließ. Aldringer, der mit seiner Mannschaft in Oesterreich verlegt war, blieb aus. Gallas nüzte diesen Umstand. Unter dem Vorwande, Aldringern zu bewegen, daß er nach Pilsen komme, reißte er mit Wallensteins Kutsche zu ihm. Vergebens wartete Wallenstein auf seine Zurückkunft. Indessen waren, gemäß des Befehls die Obersten, worunter auch Piccolomini war, erschienen. Dieser stellte Wallensteinen vor, daß Gallas gewiß von Aldringern zurükgehalten würde; er nähme es über sich, beide, oder wenigstens den Gallas nach Pilsen zurükzubringen. Allein er reißte auch ab, um nicht wieder zu kommen.

Wallenstein, der nun überzeugt war, daß er verrathen sey, sah das Verderben über sich

hereinbrechen. Um sich zu retten, mußte er verzweifelte Mittel ergreifen. Er ließ bei seinem ganzen Heere bekannt machen, daß man keinen andern Befehlen, als denen, die von ihm, Terzky, oder Illo kämen, gehorchen solle; besonders jenen des Gallas, Aldringers und Piccolomini nicht. Hierauf ließ er sein Heer nach Prag aufbrechen, wo es am 23ten Hornung bei seiner Ankunft versammelt seyn sollte. Den 20ten Hornung hielt er noch eine Versammlung der Obersten; Der Inhalt seiner Anrede waren empfindliche Klagen über das Betragen des kaiserlichen Hofes gegen ihn, und über den Mißverstand der Eidesverpflichtung vom 11ten Jenner; dann feierliche Versicherungen, daß er nie die Treue gegen den Kaiser und sein Hauß verletzen werde. In dieser Absicht wurde zugleich eine Erklärung, welche allem, was man von seiner Untreue muthmaßete, widersprechen sollte, herumgegeben. Die Obersten mußten sich hierauf von neuem verpflichten, ihrem Feldherrn mit Blut und Leben beizustehen, und ihn nie zu verlassen.

Nach dieser neuen Verbindung ging sogleich der Graf Terzky ab, um Prag zu besetzen. Gallas hatte aber unterdessen schon öffentlich Gebrauch von den kaiserlichen Befehlen gemacht, so viel Volk als möglich war, zusammengezogen, verschiedene feste Plätze, und unter diesen auch Prag besezt. Terzky erhielt auf dem Wege die Nachricht, daß Leutmeriz und Prag in des Gallas Händen, daß Wallenstein von dem Kaiser als ein Meineidiger und Aufrührer erkläret, und ihm der Befehlshaberstab abgenommen sey. Terzky flog voll Bestürzung nach Pilsen zurück, um Wallensteinen diese Nachricht zu überbringen. Dieser hörte sie mit grosser Fassung des Geistes an, und ließ nach einer kurzen Berathschlagung mit Terzky und Illo Anstalten machen, um die Festung Eger zum Zufluchtsorte zu machen. Terzky's Regiment war die Besatzung daselbst, und Gordon, ein Schottländer, der Kommendant, in welchen Wallenstein sein ganzes Vertrauen sezte, weil er ihn von einem gemeinen Soldaten bis zur Würde eines Oberstleutenants erhoben hatte. Gordons Landsmann, der Generalwachtmeister Lesly war

auch in dieser Festung; und ein Irländer, Buttler, hatte 500 Reuter und 200 Fußgänger, lauter Irländer zu Wallensteins Bedeckung in diese Stadt gebracht. Diese Ausländer, denen sich Wallenstein lieber als seinen deutschen Landsleuten anvertraute, wurden die Werkzeuge seiner Strafe. Lesly, welcher dem nach Eger flüchtigen Wallenstein entgegen gereiset war, verfügte sich nach seiner Ankunft in der Festung mit Buttlern zum Kommendanten Gordon, und sprach, zwar als Freund, doch mit undeutlichen Ausdrücken, von Wallensteins Untreue. Gordon erklärte sich mit einiger Hitze: „Meine Herrn, Sie „mögen thun, was Sie wollen; mich soll „der Tod nicht von meiner Pflicht und Er„gebenheit gegen den Kaiser trennen.“ Sogleich zog Buttler den Befehl des Kaisers aus der Tasche, welcher alle Officiere von dem Gehorsam gegen Wallensteinen befreiete, und wodurch Gallas als oberster Befehlshaber erklärt wurde. Sie verschwuren sich wider Wallensteinen; sein und seiner Anhänger Tod wurde einstimmig beschlossen.

Wallenstein hatte den Tag nach seiner Ankunft in Eger eine geheime Berathschlagung mit seinen Vertrauten Terzky, Illo, dem Grafen Kinsky, und Rittmeister Naumann gehalten. Hierauf wurden Gordon und Lesly berufen, um sich ihrer Treue zu versichern; Illo hatte den Auftrag, sie zu prüfen, und auf Wallensteins Seite zu lenken. Er bot alle seine Beredsamkeit auf, um ihnen den kaiserlichen Hof durch Klagen über Undank gegen verdiente Soldaten verhaßt zu machen. Man verlangte hierauf, daß sie sich auch mit einem Eide für Wallenstein verpflichten sollten. Sie sollen sich einen Tag Bedenkzeit ausgebeten haben. Nach ihrer Entlassung beschlossen sie aber, Wallenstein diesen Tag nicht mehr überleben zu lassen. Gordon lud die Vertrauten Wallensteins zum Abendessen auf die Burg zu sich, bei welchem Lesly und Buttler auch erscheinen sollten, um die kühne That zu vollenden.

Abends gegen fünf Uhr erdfneten sie ihr Vorhaben auch Geraldinen, dem Oberstwachtmeister beim Buttlerischen Regimente, und

Devoreux, einem Rittmeister; eine Stunde hernach noch vier Hauptleuten. Sie verbanden sich alle durch Eidschwüre; und Geraldin versprach, tapfere Soldaten zur Ausführung der That zu stellen. Um allen vermuthlichen Auflauf zu hindern, liessen sie bei der Dämmerung noch hundert von den Buttlerischen Dragonern in die Stadt rücken; Geraldin brachte 15 ausgesuchte Soldaten durch die Hinterthüre in die Burg, und stellte sie in das nächste Zimmer, wo das Gastmahl sollte gehalten werden. Die entscheidende Stunde rückte herbei. Mit soldatischer Pünktlichkeit wurde alles angeordnet, und auch so ausgeführt. Die gebetenen Gäste erschienen um 6 Uhr auf der Burg, nämlich: die Grafen Terzky und Kinsky, der Feldmarschall Illo, und der Rittmeister Neumann. Gordon und Buttler empfingen sie. Man überließ sich den Vergnügungen eines guten Mahles; der Wein machte die Unterredung freier, endlich gar verwegen gegen das kaiserliche Hauß. Beim Nachtisch ließ Lesly die Aufzugbrücke sperren, nahm die Schlüssel von den Thoren zu sich, und befahl Geraldinen zu melden, er

soll sich bereit halten. Man trank nun Gesundheiten; Gordon jene des Kurfürsten von Sachsen; Buttler, der keines Menschen Gesundheit trinken wollte, der ein Feind des Kaisers ist, gerieth mit dem Gordon in einen Wortstreit, der allgemein wurde. Dieses war das abgeredete Zeichen zum Angriffe. Es öffneten sich von beiden Seiten die Thüren. Geraldin mit einer Partisane, und Devoreux mit einem Degen in der Hand, traten herein, gewaffnete Mannschaft folgte. Lang lebe Ferdinand der Zweite! rief Devoreux beim Eintritte: Lang sey das Hauß Oesterreich glüklich! schrie Geraldin entgegen. Gordon, Buttler, Lesly ergriffen die Lichter und hoben sie in die Höhe; die Tafel wurde umgestürzt; und Kinsky, der sich unter dieselbe verborgen hatte, gleich erschossen. Illo, welcher nach seinem Degen an der Wand greifen wollte, wurde durchstochen. Terzky'n gelung es, seinen Degen zu erreichen, und that lang in einem Winkel Widerstand; um ihn her lagen schon drei seiner Gegner, als er fiel. Neumann war entloffen, und hatte sich in einem Gewölbe verborgen, und bat kläglich um sein

Leben, wurde aber auch niedergestochen. Nach einer kurzen Berathschlagung, ob man Wallenstein gefangen nehmen, oder ermorden sollte, beschloß man das lezte. Die Furcht vor dem grossen Heere, welches Wallenstein nach Illo's Aussage in wenig Tagen beisammen haben würde, machte, daß man eilte, ihm das Leben zu nehmen. Devoreux nahm es auf sich. Er riß einem Soldaten die Partisane aus der Hand, denn sein Degen war im vorigen Streite zerbrochen worden, und flog mit dreisig Soldaten zu Wallensteins Wohnung. Devoreux eilte mit Ungestümm vor Wallensteins Thüre, und pochte stark. Der Feldherr war schon bei dem Getöse der Eindringenden aus dem Bette gesprungen, und wollte durch das Fenster zu entkommen suchen; es war aber zu hoch, um herunter zu springen. Er rief zweimal: „Ist Niemand mein „Freund? — will mir Niemand beiste„hen?“ — Devoreux pochte heftiger; seine Soldaten suchten die Thüre einzusprengen, aber vergebens. Devoreux legte endlich mit äusserster Wuth selbst Hand an; und drückte die Thüre hinein. Wallenstein, nur im

Schlafrocke und Hemde, erwartete seine Feinde mit einer stillen Grösse: nicht mit der Miene eines Bittenden, noch in der Stellung eines sich Vertheidigenden sah er seinem Tode unerschüttert entgegen. „Bist du der Schelm, „sagte Devoreux, der das kaiserliche Volk zu „dem Feinde führen, und dem Kaiser die „Krone von dem Haupte reissen will? du „mußt sterben!“ Wallenstein sagte nicht ein Wort. Devoreux bot ihm Zeit an, sich durch Beten zu bereiten. Wallenstein strekte stillschweigend seinen Arm aus, um seine Brust zu entblösen, und empfing den tödtlichen Stoß des Hauptmanns mit einer stillen Gelassenheit, welche alle Umstehende mit Schrecken erfüllte. Er fiel wie ein Held, würde ich sagen, wenn er so für eine bessere Sache gefallen wäre.

Sein Tod war, wie sein Leben, eine wunderbare Mischung von Grossem und Kleinem. Grosse Eigenschaften im Gleichgewichte mit grossen Schwachheiten; und hohe Thaten herabgewürdigt durch niedrige Absichten. Als Feldherr durch Glück und Klugheit gros, als

Held sehr mittelmäsig in persönlicher Tapferkeit. Edel und großmüthig durch Uneigennützigkeit, womit er aus eigenem Vermögen für seinen Fürsten Heere aufstellte; aber ungerecht, da er sich mit eben diesen Heeren durch Erpressungen aus dem Raube verwüsteter Länder zu bereichern suchte. Unsterblich durch heldenmäsige Bemühungen, die Zierde und Stütze des Thrones seines Monarchen zu werden; verabscheuungswürdig, indem er endlich seinem grösten Wohlthäter die Krone zu rauben trachtete. Zwey Könige, beyde sich gleich an Tapferkeit, aber nicht an Glück, waren seine grösten Gegner. Er besiegte den dänischen König, und wurde von dem schwedischen im Laufe seiner Siege gehemmt. Durch die Siege über den einen erhöhte er das kaiserliche Ansehen; durch nicht Besiegung des andern suchte er sich selbst auf den Thron seines Monarchen zu schwingen. So grosse Gegner, wie Karl von Dännemark und Gustav von Schweden musten den Glanz seiner Thaten ungemein erhöhn. Durch seine Siege über den ersten zeigte er sein Uebergewicht an kriegerischen Talenten, und das Gleichgewicht

mit dem andern dadurch, daß sich keiner besiegt sah. Gustaven fürchtete er, und sah es schon als Sieg an, nicht von ihm besiegt zu seyn; Karln verachtete er als den gebändigten, welcher den Triumph des stolzen Dictators von Deutschland am meisten verherrlichte. Wallenstein steht aber doch an der Seite Gustavs weit zurück. Beide waren in ihrer Kriegszucht höchst streng; in ihren Entwürfen viel umfassend; an Kriegswissenschaft, Klugheit, wachsamer Vorsicht und Glück beinahe sich gleich: aber Wallenstein war mehr Nachahmer; Gustav ganz kriegerisches Genie. Wallenstein geschickter, grosse Heere zu werben und zu unterhalten; Gustav fähiger, sie anzuführen. Jener siegte meistens durch Glück; dieser mehr mit kühnem Muthe. Wenige Mannschaft machte durch persönliche Tapferkeit den schwedischen König zum Eroberer von Deutschland; ungeheure Heere durch Uebermacht den kaiserlichen Feldherrn zum Despoten seines Vaterlandes, welches er mit so vieler Wuth verheerte, als es der ausländische Eroberer durch Schonung zu erhalten suchte. Beide beseelte unbegrenzte Ehrbegierde zu

grossen Thaten; aber Wallenstein mehr eigennützige Ehre: Gustaven die Ehre, der Retter seiner gedrückten Religion zu werden. Durch solche Eigenschaften war Wallenstein auch unter Freunden gefürchtet und gehasset: Gustav auch in feindlichen Landen geliebt.

Wallenstein bleibt unterdessen noch immer ein grosser Mann, welcher in der Geschichte der Menschen besondere Aufmerksamkeit verdient. Merkwürdig als Krieger und Staatsmann, welcher die politische Maschine Deutschlandes als erste Triebfeder zu einem Gange lenkte, wodurch das Haus Oesterreich zu der monarchischen Grösse erhöhet wurde, welche vielleicht schon lange vor Wallenstein der Plan war, und vielleicht nach Wallenstein nie mehr der Ausführung so nahe kommen wird.

So merkwürdig dieser Mann im Staate war: so sonderbar war er in seinem häuslichen Leben. Als Mensch, in Verbindung mit seinen Mitmenschen, hatte er wenig Vorzüge. Stolz, gebieterisch, streng, ja öfters bis zur

Grausamkeit unmenschlich, eilte er über aufgehäufte Leichen und verwüstete Länder, um das sich vorgesezte Ziel eigner Ehre und Grösse zu erreichen. Seine ernsthafte und finstere Miene verrieth seinen Charakter. In der Sprache war er äusserst zurückhaltend: man hielt ihn deswegen für tief ergründend und unergründlich. Dadurch entfernte er aber wahre Freunde und Vertraute von sich, welche zu haben er nie das Glück hatte. Seine gefühlte Schwachheit, in der ersten aufwallenden Hitze ausschweifend in seinen Ausdrücken zu werden, wovon wir oben einige Beispiele anführten, mag ihm das zurükhaltende Stillschweigen nothwendig gemacht haben. Nie sah man ihn lachen; stolze Ernsthaftigkeit begleitete seine Worte und Handlungen. Obschon er an Höfen erzogen war: so war er doch ein abgesagter Feind von jener gefälligen und heuchelnden Gesprächigkeit der Hofsitte, welche vieles verspricht und alles zusichert. Was er sprach, das geschah. Mit eben der pünktlichen Genauigkeit wurden die reichsten Belohnungen für Kleinigkeiten verschwendet, mit welcher nichtsbedeutende Verbrechen mit dem

Tode bestrafet wurden. Ein Officier, welcher erfuhr, daß Wallenstein sich erkläret habe, er ziehe eine schlechte rothe Feldbinde allem Uebrigen vor, trat seine reiche mit Gold durchwirkte Feldbinde in den Koth, und wurde alsbald zur Belohnung Oberst; da unterdessen mancher Unglückliche, welcher irgend vor oder in Wallensteins Pallast einiges Geräusch gemacht hatte, welches er nicht vertragen konnte, eben so geschwind aufgehängt wurde, als er auszurufen pflegte: Hängt die Bestie auf. Er belohnte nie geringer, als mit tausend Thalern; strafte nie geringer als mit dem Tode. Seine Untergebenen hielt er in der grösten und ehrfurchtvollsten Entfernung von sich. Nie zog er einen seiner Officiere zur Tafel, unter dem Vorwande, alles Geräusch sei ihm unerträglich. In diese seine Schwachheit mußten sich seine Officiere und Generale so genau fügen, daß sie des Morgens, wenn sie ihm aufzuwarten kamen, ihre grossen klirrenden Rädchen an den Sporn mit seidnen Bändchen umwickelten, um nicht das geringste Geräusch zu machen; und doch gab er einst bei übler Laune, welche ihn nicht selten über-

fiel, einem Officiere zu Pferde sogleich den Abschied, weil er ohne Stiefel zu seiner Ansprache kam. So war der sonderbarste Mensch nur gar zu wenig Mensch, der das Gefühl seiner Mitmenschen immer auf sich selbst zurückzog. In seinen Gesinnungen für die Religion zeigte er viel Duldsamkeit, oder, wie andere wollen, Gleichgiltigkeit. Mit der protestantischen, welche er verlies, war er wenig bekannt; und die katholische, zu welcher er übergieng, ohne darin gegründet zu seyn, übte er zum Scheine des Wohlstandes aus. Dieses bezeugen zwar Protestanten und Katholiken, welche aber nicht seine Freunde waren. Jene nennten seine Bekehrung ein Werk der Politik; diese, besonders die Jesuiten, machten ihn verdächtig wegen Ausübung der katholischen Religion; weil er ein abgesagter Feind dieses Ordens gewesen ist, dessen gewöhnliche Rache war, seine Feinde auch als Feinde der Religion auszuschreien. In jenen Zeiten, wo Erbitterung der Gemüther unter beiden Religionsverwandten am höchsten gestiegen war, und Verfolgungsgeist für frommen Eifer galt, konnte sich Wallenstein, der öfters zu ver-

stehen gab, Religionsbedrückung stritte wider alle bürgerliche Klugheit, den Verdacht eines Verächters seiner Religion leicht zuziehen. Thatsachen, wodurch er diese Verachtung geäussert habe, hat uns die Geschichte nicht aufgezeichnet. Wenn wir jene Gott entehrende Ausdrücke ausnehmen, welche ihm in der Hitze des Zornes, wozu er besonders geneigt war, öfters entfuhren: so beweisen im Gegentheil einige seiner Thaten, daß er für die katholische Religion Ehrfurcht und Sorge; für die Protestantische schonende Duldung gehabt habe: denn zu Glogau baute er den Protestanten eine Kirche; und zu Gidzin stiftete er ein Karthäuserkloster und Jesuitenkollegium.

Die sittlichen Tugenden seines häuslichen Wandels, wenn wir sie auch nicht als Früchte seiner Religion ansehen, stellen ihn auf der besten Seite dar. Rastlose Thätigkeit bei wenig Ruhe und Schlaf; Abneigung gegen Weichlichkeit und Wollüste bei aller verschwenderischen Pracht; nüchterne Mässigkeit und Enthaltsamkeit im grösten Ueberflusse waren auszeichnende Tugenden an diesem grossen

Feldherrn. Immer entfernte er sich beim Nachtische von Gastmålern, wenn die Weinbecher nach damaliger deutscher Sitte freier umher gingen. Sein immer geschåftiger Geist bewahrte ihn vor einer weichlichen und wollůstigen Lebensart. Dem Schlafe widmete er unglaublich wenig Zeit; die meiste der Thåtigkeit; und die Lůcken, welche seine Geschåfte nicht ausfüllten, wendete er an, seine Verrichtungen und Thaten wie ein anderer Cåsar aufzuzeichnen. Wie sehr hat der Biograph Ursache, es zu bedauern, daß nichts von seinen Schriften auf die Nachwelt gekommen ist. Ausschweifungen der Liebe erlaubte er sich nicht die geringste; mit schimpfender Verachtung ahndete er dieselbe an seinen Officieren, und haßte sie am Soldaten. Desto glůcklicher war er als zårtlicher und treuer Ehemann. Seine zweite Gemalin, die Tochter des Grafen von Harrach, besiegte durch Schönheit, Gottesfurcht und Tugend sein sonst so stolzes Herz. Ihre zårtliche gegenseitige Liebe belohnte ihn für seine Treue. Bei der Nachricht von seinem Tode war sie untröstlich, und flehete bei dem Kaiser um nichts, als um

den entseelten Leichnam ihres Gatten, welchen sie auch erhielt, und in der von ihm gestifteten Karthaus begraben lies. Eine einzige Tochter, welche hernach an einen Grafen von Kaunitz vermählt wurde, war die Frucht ihrer glücklichen Ehe.

Die Aussenseite Wallensteins kündigte schon den hohen königlichen Sinn an, der ihm eigen war. Seine grosse und hagere Gestalt; sein grosses feuriges Aug; seine strenge, ernsthafte, zurückhaltende Miene war der Abdruck einer grossen, aber stolzen Seele, die sich auf alles, was ihn umgab, verbreitete. Daher seine Liebe zur Pracht und Eitelkeit, welche er aufs höchste trieb. Verdunkelt musten die grösten Reichsfürsten zurückstehen bei dem Anblicke seiner Gebäude, seines Hofstaates und Gefolges. So sehr auch seine Feinde und Neider, welche dem Glücklichen immer folgen, alles dieses zu seiner Verkleinerung mögen vergrössert haben: so bleibt doch so viel gewiß, daß seine Einrichtungen alles, was man damal prächtiges kannte, übertroffen haben. Er konnte es auch leichter ausführen, als die

grösten Reichsfürsten in den damaligen Zeiten, wo bei minder erhöhten Einkünften der Länder Verheerungen langer Kriege diese nicht so ergiebigen Quellen fast verstopften. Wallenstein hatte bei seinem feinen Geschmacke auch unermeßliche Reichthümer: er hatte bei weniger bestimmten Ausgaben drey Millionen jährliche Einkünfte, wovon ihm ein Theil durch glückliche Heirathen, der andere durch ausserordentliche Freigebigkeit seines Monarchen, und der dritte durch Erpressungen der Kriegsauflagen zugeflossen ist. Bei diesen für jene Zeiten gewiß sehr grossen Einkünften wäre eine so ausschweifende Pracht nicht unglaublich, wenn es nur glaublich ist, daß seine Feinde, um Haß und Neid gegen ihn zu verbreiten, und dadurch seinen Fall zu befördern, nicht alles mehr vergrössert hätten, als es in der That war. Eine kleine Schrift, welche auf dem Fürstentag zu Regensburg, wo man mit Wallensteins Sturze umging, ausgestreut wurde, schildert seine Liebe zur Pracht im stärksten Lichte; woher es auch in seine Geschichte eingeflossen ist. Königlich soll sein Pallast zu Prag gewesen seyn. Sechs grosse

Eingänge führten in denselben, und sein Umfang verbreitete sich auf einem weitschichtigen Platze über die Trümmer von hundert Häusern, welche man bei Erbauung desselben niedergerissen hatte. Die Zimmer und Geräthschaften glänzten von reichem Ueberflusse. Der Ansprachsaal hatte mit Golde überzogene Wände und Decken. Der Marstall von ungewöhnlicher Grösse, hatte keinen seines gleichen; er war mit besondern Mauern umgeben, in deren Mitte ein hoher Thurm stand, von welchem Morgens und Abends ein Zeichen zur Besorgung der Pferde gegeben wurde, deren mehr als dreihundert der auserlesensten jederzeit darin unterhalten wurden. Die Reffen waren von polirtem Stahl; die Krippen und Zwischenpfeiler von böhmischem Marmor; springende Brunnen erfrischten denselben. Seine Gärten stimmten mit der Pracht seiner Gebäude vollkommen überein. Die kostbarsten Bildsäulen, Grottenwerke, Kanäle und wegen ihrer Grösse und Verzierungen ausserordentliche Vogelbehälter werden bis auf die geringste Kleinigkeit von den Zeitgenossen mit einer Bewunderung beschrieben, die ein Beweis ist,

daß

daß sie damal das einzige in ihrer Art waren. Sein Pallast zu Gidzin gab jenem zu Prag nichts nach; und jener, welchen er zu Sagan nicht lang vor seinem Tode zu bauen anfing, sollte beide übertreffen. Wenn indessen der Wallensteinische Pallast noch jener war, welchen der Geschichtsschreiber Gustavs selbst zu Prag gesehen, und untersucht hat: so würde er heut zu Tage nichts, als ein schönes Haus eines Adelichen seyn. *)

Sein Hofstaat war so glänzend als zahlzeich: in seinem Vorzimmer standen immer sechs Edelknaben, und fünfzig Trabanten; ihre Kleidung war von blauem Sammet mit rothen Aufschlägen und reich mit Gold besezt. Mit königlicher Freigebigkeit unterhielt er beständig sechzig Edelknaben an seinem Hofe, welche er standesmäsig erziehen und unterrichten ließ. Die vornehmsten Familien bestrebten sich, ihre Söhne an Wallensteins Hof, als die erste Stufe ihres künftigen Glückes zu bringen. In den beiden äussern Zimmern standen in dem

*) W. Haate's Leben Gustav Adolphs II. B. 64. S.

einen sechs, in dem andern vier seiner vornehmsten Diener, welche sich um den Namen und das Begehren derjenigen, welche ihn sprechen wollten, erkundigen und solches ihm hinterbringen mußten; denn sehr schwer hielt es, ihn selbst zu sprechen. Sechs Baronen und sechs Ritter waren beständig um ihn, seine Befehle zu empfangen; adeliche Kammerherrn des Kaisers hatten auch bei ihm die nämliche Stelle. Um seinen Pallast oder Ort seines Aufenthaltes gingen allezeit zehen Hellebardier in einer gewissen Entfernung umher, um alles Geräusch zu entfernen, welches auf sein empfindliches Nervengebäude so unangenehme Eindrücke machte, daß ihm auch, wie er vorgab, das Zwitschern eines Sperlings unerträglich war. In seinem Gefolge, wenn er reißte, waren nur für die Geräthschaften und Tafel seiner Person fünfzig Wägen, jeder mit sechs Pferden bespannt; fünfzig Munitionswägen mit vier Pferden, und sechs Kutschen für den Adel seines Hofstaates. Obschon er immer allein speißte: so herrschte doch an seiner Tafel, auch im Felde, verschwenderischer Aufwand an Menge der Gerichte, Zierlichkeit und Gepränge. Die

Schriftsteller seines Zeitalters zählen auch dieses unter die ganz ausserordentlichen Beispiele seiner Pracht, daß er bei jedem frischen Gericht neugewaschene Tisch- und seltsam gefaltete Tellertücher habe auflegen lassen.

Der Pallast seiner Gemalin, ihr Pracht, ihr unzähliches Gefolg glich dem seinigen, und machte einen besondern Hofstaat aus.

Aus allem diesem sehen wir, an Wallenstein einen Mann, der an sich selbst groß war; aber sich dadurch sehr erniedrigte, daß er durch unmässiges Bestreben, immer grösser zu scheinen und zu werden, ins Sonderbare, ins Ausschweifende fiel und endlich in sein Verderben stürzte.

Kaiser Maximilian I.

Maximilian wurde in dem glücklichen Zeitpunkt gebohren, wo Deutschland durch einen Zusammenfluß von mancherlei günstigen Umständen zu einer merkwürdigen Veränderung in Denkungsart, Sitten und Staatsverfassung reif geworden war, es erwartete nur noch den grossen Mann, der die lezte Hand anlegte, um seine gänzliche Umstaltung und die Festsetzung der neuen Staatsverfassung zu vollenden.

Die deutsche Nation liebte zwar damal noch den Krieg und alles was damit in Verbindung stand; Tapferkeit und Stärke zählte man noch unter die ersten Tugenden; kriegerische Uebungen waren die angenehmsten Beschäftigungen; Turniere oder Kampfspiele, die Zierden aller Feierlichkeiten und die vornehmsten Gegenstände der Pracht: man fieng aber auch an zu bemerken, daß dieser kriegerischen Denkungsart engere Schranken gesezt werden müßten, wenn sie nicht eher den Untergang, als den Schuz des Vaterlandes bewirken sollten. Faustrecht und Befehdungen unter dem kleinern Adel, und unaufhörliche Kriege unter den grössern Fürsten Deutschlands waren die betrübten Folgen davon, welche den auswärtigen Feinden ihre Eroberungen erleichterten, und dem Ackerbau, Gewerbe, und der Handlung im Lande Hindernisse sezten.

Die Deutschen fingen aber doch an, den wohlthätigen Einfluß dieser Künste des Friedens mehr als jemals einzusehen und zu wünschen. Der durch Handlung immer mehr ver-

breitete Wohlstand und Pracht in den Städten ließ sie empfinden, daß auch andere, angenehmere und nüzlichere Beschäftigungen, als die kriegerischen ihrer würdig seyen. Nach und nach aufblühende Künste und Wissenschaften machten die Sitten der Deutschen unvermerkt sanfter. Die römische und geistliche Rechtsgelehrsamkeit, welche auf so vielen neuerrichteten hohen Schulen Deutschlands ihre Herrschaft erweiterte, verbreitete den Grundsaz, daß Selbsthilfe und Gewaltthätigkeiten die Pfeiler des Staates erschütterten und endlich umstürzten. Die Fürsten Deutschlands suchten daher ihre Gewalt gegen den inländischen Adel, der durch das Faustrecht immer gefährlicher wurde, fest zu setzen; dazu half ihnen die grössere Anzahl besoldeter Kriegsleute, als bisher gewöhnlich waren, und die Erfindung des Schiespulvers, welches den Raubnestern und Vesten des niedern Adels viel von ihrer Haltbarkeit benahm. Die Grenzen zwischen der Gewalt des Kaisers und der Reichsstände, welche noch nicht genug bestimmt waren, und wovon ein jeder die seinigen mehr auszudehnen suchte; die Eingriffe

der Päbste in die weltliche Gewalt; das Sittenverderbniß der Geistlichkeit mit Unwissenheit und Aberglauben vergesellschaftet; ihre unersättlichen Gelderpressnngen vom leichtgläubigen Layen, und ihre aufs höchste gestiegene Ueppigkeit, gaben den deutschen Fürsten Anlaß zu den wichtigsten Berathschlagungen wegen Abschaffung der Mißbräuche und Errichtung eines dauerhaften Landfriedens, welche aber entweder durch Ohnmacht oder Unthätigkeit der Kaiser, oder durch Uneinigkeit und Mißtrauen der Fürsten fast immer vereitelt wurden. Die schläfrige Unthätigkeit Friedrich des dritten, Vaters des Maximilian, führte die schönen Entwürfe nicht aus, welche er zu Errichtung eines ewigen Landfriedens machen ließ. Nie war Deutschland mehr durch Räubereien und Kriege zerrüttet, als da alles an dem allgemeinen Frieden arbeitete, und Friedrich mehr für den Frieden schreiben ließ, als er selbst that. Der Kaiser gebot jedem Frieden, und verschafte ihn Niemanden, sagt ein gleichzeitiger Schriftsteller. Die Eroberung Konstantinopels brachte zwar dem deutschen Reich einen gefährlichen Feind näher,

aber auch Europen mit so vielen aus dieser Hauptstadt geflüchteten Gelehrten und Künslern Unterricht und Aufklärung, welche durch die eben in Deutschland erfundene Buchdruckerei ungemein befördert wurde.

So war Deutschland zu den größten Veränderungen vorbereitet, als des Kaisers Friedrich des III, Gemahlin, Eleonora von Portugall, Maximilian (1459) gebar. Die Astrologen, welche in den damaligen Zeiten, als gedungene Schmeichler ihr gutes Auskommen an den Höfen fanden, erlebten hier das seltene Glück, durch ihre schmeichelhaften Wahrsagungen, die sie jedem grossen Prinzen Amtswegen machten, nicht zu Lügnern zu werden. Sie sagten einstimmig dem neugebohrnen Kinde Muth, Klugheit und ein glückliches Schicksal vor.

Seine Erziehung, in vielen Stücken ein Muster für unsere Tage, und für die damaligen Zeiten ein Werk höchster Vollkommenheit, ließ alles dieses hoffen. Man suchte frühzeitig seinen Körper abzuhärten; harte Speisen waren

schon des Knaben Nahrung; ermüdende Spiele, Schleudern, Bogenschiessen, Wettlaufen und Ringen, waren seine mit andern Knaben *) gemeine Leibesübungen.

Dieses verschafte ihm eine dauerhafte Gesundheit, Stärke und Gelenksamkeit des Körpers, und gewöhnte ihn an eine unermüdete ausharrende Thätigkeit, welche er in der Folge seines Lebens in so manchen Fällen nöthig hatte, und mit bewunderungswürdiger Grösse des Geistes bezeigte. Durch seine Spielgesellschaft, und den geringen Unterschied welchen man zwischen ihm und andern machte **), bewahrte man ihn frühzeitig vor Stolz, und lehrte ihn den Werth der Menschheit kennen, daß er sich nicht für besser als andere ansah.

Dazu trug noch mehr bei, daß man ihn als er zur Erlernung der Wissenschaften reifer

N 5

*) Gruinbeck, 49. S.

**) Weiskunig, 60 S.

geworden war, nicht allein, sondern in Gesellschaft mit andern Jünglingen, geschickten Lehrern übergab. Sprachen waren in dem Alter, wo das Gedächtniß zu allen Eindrücken am fähigsten ist, seine erste Beschäftigung. Ausser der deutschen Muttersprache, lernte er die lateinische, italienische, französische, spanische, sclavonische und englische *). Um ihn in den Religionsgründen stärker zu befestigen, bekam er sorgfältigen Unterricht in der Gottesgelehrtheit, wobei er öfters Beweise seines scharfsinnigen Geistes durch Fragen, welche seine Lehrer nur mit Mühe beantworten konnten, zu geben pflegte **). Mit dem mehr erwachsenen Jüngling schritt man fort zu den damals sogenannten sieben freien Künsten; auch Arzneikunst wurde nicht vergessen, vielleicht nur in so weit, als sie ihm zu einer vernünftigen Gesundheitslehre (Diätetik) etwas beitrug, oder einen Theil der Naturlehre ausmacht. Endlich wurde er auch, um ihn zu Staatsarbeiten vorzubereiten, in den Geschäften eines Sekretärs unterrichtet.

---

*) Gruinbeck, 84. S.

**) Weiskunig, 59. S.

Mit diesen Beschäftigungen des Geistes wechselten die Lehrstunden in allen nüzlichen Leibesübungen. Herrliche Anlagen und schneller Begriff desjenigen was er las und hörte, erleichterten ihm das Lernen, unterhielten seine Wisbegierde, und halfen ihm zu so schnellem Fortschritte in den Wissenschaften, daß jeder, der ihn nur kannte, urtheilte, Maximilian würde sich auch, wenn er im niedern Stande gebohren wäre, durch seine Fähigkeiten zu einer seltenen Grösse empor geschwungen haben. Seine Lebhaftigkeit hat ihn aber oft von dem anstrengenden Fleisse abgezogen, welchen seine Lehrer, die ihn allzugelehrt machen wollten, von ihm foderten. So bald er sich von ihnen losreissen konnte, legte er Waffen an, schwung sich auf ein Pferd, jagte, übte sich in den Waffen, oder mit andern Jünglingen in ritterlichen Spielen. Der Kaiser Friedrich, sein Vater, fand für gut, dem feurigen Jüngling bald den Zutritt und Beisiz in dem geheimen Staatsrath zu gestatten. Dieses Zutrauen schärfte seinen Fleiß, befähigte seine Denkkraft zu wichtigern Geschäften, und bewahrte ihn vor mancherlei jugendlichen Ausschweifungen.

Ein Prinz von so grosser Erwartung, zog das Augenmerk der grösten Höfe Europens auf sich. Besonders aber richtete Karl, Herzog von Burgund, der auch Herr der Niederlande, des blühendesten Staates in Deutschland, war, seine Absichten auf Maximilianen, und wünschte eine Vermählung desselben mit seiner einzigen Tochter Maria zu stiften. Dieses wuste Karl mit seinen ehrsüchtigen Absichten den königlichen Titel zu erhalten, gar fein zu verwickeln; weswegen er auch zu Trier eine Zusammenkunft mit dem Kaiser hielt.

Die glänzenden Eigenschaften des jungen Maximilians, den Kaiser Friedrich bei sich hatte, flößten Karln Bewunderung und Hochachtung ein. Doch in den Vorschlag einer Heurath mit seiner Tochter wollte theils Karl vor Errichtung seiner eigennützigen Absicht nicht willigen, theils verhinderten es auch die Unterhandlungen des Königs in Frankreich, Ludwig des XI, welcher durch seine listigen Staatskünste, die ihn in der Geschichte nicht zu seinem Ruhm auszeichnen, den Kaiser gegen den Herzog Karl mißtrauisch machte.

In einem bald darauf folgenden Kriege, welchen Karl dem deutschen Reich ankündigte, brannte Maximilian vor Begierde, die ersten Proben seiner kriegerischen Eigenschaften abzulegen; der Befehl seines Vaters berief ihn aber inzwischen nach Dillingen, um allda die Jägerei zu erlernen *). Der Krieg schloß sich bald durch den Münster Frieden zu Maximilians Vortheile, welchem Herzog Karl seine einzige Tochter zur Gemahlin versprach.

Als der Herzog zwei Jahre darauf sein Leben in einer Schlacht gegen die Schweizer verlor, kam es nun darauf an, daß dieses Versprechen in Erfüllung gebracht würde. Aber mancherlei Hindernisse standen im Wege. Sollte die Neigung der Herzogin Maria den Ausspruch geben, die Wahl würde gleich und ohne Anstand zu Gunsten Maximilians, dessen grosse Eigenschaften ihr Herr Vater so oft und so sehr in ihrer Gegenwart erhoben hatte, ausgefallen seyn. Allein die Eifersucht des

*) Fugger und von Baken, Spiegel der Ehren des österreichischen Hauses, 5 Buch, 805 S.

benachbarten Königs in Frankreich, und eine neue Eheversprechung mit des Königs ältestem Sohn, welche Karl, ungeachtet der ersten Verbindlichkeit mit Maximilianen, gemacht hatte; die Lehnbarkeit einiger Länder von der Krone Frankreich; und die unter diesem Vorwand erfolgte Besitznehmung eines grossen Theils der burgundischen Staaten, machten die Wahl der Herzogin lange Zeit schwankend, oder besser zu sagen, aus Staatsursachen fast unmöglich: bis endlich Ludwig, der ohne die Heurath seine Absichten auf die burgundischen Staaten zu erreichen glaubte, durch unbillige Bedingnisse innerliche Unruhen in Burgund erweckte, wodurch sich die burgundischen Stände gezwungen sahen, auf die Vermählung der Herzogin mehr als jemals zu dringen.

Ihre Wahl blieb nicht mehr lange zweifelhaft. Ihr Herz hatte schon längstens für Maximilianen entschieden. Sie ließ ihm noch einmal ihre Hand anbieten *), und Maximilian zauderte nicht, die Verbindung mit der

*) Theuerdank, Nro. 6, 7, 8.

mächtigsten Fürstin Deutschlandes zu beschleunigen.

Die Antrauung geschah wirklich (1477) in seinem Namen durch den Pfalzgrafen von Veldenz, welchen er mit einer Gesandtschaft voraus geschikt hatte. Er selbst eilte bald mit einer hinlänglichen Bedeckung in Burgund. Maximilian war damal achtzehen Jahre alt und der liebenswürdigste Prinz; Maria, deren männlicher Verstand die Reize ihrer weiblichen Schönheit erhöhte, war nur zwei Jahre älter. Die persönliche Bekanntschaft der Verlobten fesselte beider Herzen durch wechselseitige Liebe noch fester. Gleich nach der feierlichen Vermählung erklärte Maria ihren Gemahl, den Erzherzogen, zum Mitregenten, und trug ihm hiemit die Beschützung der burgundischen Staaten gegen die gewaltthätigen Eingriffe des Königs in Frankreich auf.

Diese erste Prüfung seiner Kriegserfahrenheit und Tapferkeit war von der größten Schwierigkeit. Maximilian hatte mit einem Feinde zu kämpfen, der Erfahrung, Verschla-

genheit, Reichthum und die Macht eines grossen stehenden Heeres besaß. Er selbst aber war ein junger unerfahrener, feuriger Jüngling, an der Spitze eines fremden und gegen die neue Regierung mißtrauischen Volkes. Und doch übertrafen seine glücklichen Unternehmungen Aller Erwartung. Er schlug die Franzosen im Hennegau zurück, und schloß mit den Schweizern und dem Herzog von Lothringen (1478) Frieden, mit den Franzosen aber einen vortheilhaften Waffenstillstand.

Dieses waren nur Vorspiele zu grössern Thaten. Bald darauf, als die Franzosen den Krieg erneuerten, und Maximilian, welcher die Stadt Terouane mit einem grossen Heere belagerte, bei Guinegate angegriffen, erfochte er einen herrlichen Sieg über dieselben, eroberte ihr Lager, und blieb (1479) die Nacht hindurch auf dem Schlachtfelde. Da aber auch er in diesem Kriege viele Leute verloren hatte, so suchte er theils aus Deutschland von seinem Vater, theils von Eduarden, dem Könige in Engelland, Verstärkung zu erhalten. Eduard versprach ihm nicht nur sechs tausend Bogenschützen

schützen, sondern schloß auch ein sehr enges Bündniß mit ihm, welches durch Verabredung einer Vermählung zwischen seinem noch ganz jungen Prinzen Philipp und des Königs Tochter befestigt wurde.

Während diesem noch fortdaurenden Kriege erlitt Maximilian den empfindlichsten Verlust seiner Gemahlin, welche nach einem unglücklichen Falle vom Pferde (1482) starb. Schon ihre wechselseitige zärtliche Liebe versenkte ihn in den tiefsten Schmerz; und die verdrüßlichen Folgen, welche mit diesem schmerzlichen Falle verbunden waren, stellten seinen Muth und seine ausharrende Standhaftigkeit auf die seltenste Probe. Er hatte die ganze Zuneigung der niederländischen Staaten noch nicht gewonnen; man sah ihn daselbst als einen Fremdling an, dessen einfache Lebensart ein Widerspruch der niederländischen Pracht und Ueppigkeit war *). Seine deutsche Dienerschaft wa-

*) Mémoires de Commines, L. VI, c. 3, p. 383.

ren ihnen ungebetene Gäste, die sich zu viele Freiheit und Vorzüge herausnahmen. Die meisten niederländischen Provinzen erkannten ihn zwar, so wie für den natürlichen Vormund seines einzigen Sohnes, also auch für ihren Regenten; liessen ihn aber doch empfinden, daß er als Ausländer ihnen Verbindlichkeit schuldig sey. Die Flandrer, besonders die Einwohner von Gent, versagten ihm sogar allen Gehorsam, und ernannten Vormünder des jungen Prinzen Philipp, welche ohne Maximilians Theilnehmung die Regierung über Flandern führen sollten.

Maximilian ohne Zutrauen und Unterstützung seiner Unterthanen, ohne gute Rathgeber und Feldherrn, *) sah sich genöthiget, den Frieden, welchen die niederländischen Stände eigenmächtig mit dem Könige von Frankreich zu Arras (1482) geschlossen hatten, zu bestätigen, so kränkend und erniedrigend auch die Bedingungen waren, seine einzige Tochter Marga-

*) Commines, L. VI. c. 9. p. 413.

reth in Frankreich erziehen zu lassen, und mit dem Dauphin zu verloben; nebst dem die Grafschaften Burgund und Artois mit einigen andern Herrschaften als Aussteuer an Frankreich abzutreten, welches auch noch die gemachten Eroberungen, worunter das Herzogthum Burgund das vornehmste war, behalten durfte. Die innere Ruhe war aber dadurch doch nicht hergestellt. Gent blieb widerspenstig, und weigerte sich sogar dem Erzherzoge seinen Sohn anzuvertrauen.

Ludwig der eilfte starb unterdessen. Maximilian sah es nur zu wohl ein, daß dieses der günstige Augenblick sey, sich von den mit List und Gewalt aufgedrungenen Bedingnissen des Arraser Friedens loszumachen. Er suchte durch Unterhandlungen auszuführen, was er mit Gewalt der Waffen nicht vermochte. Während dem, daß er Unterstützung von dem Könige in Kastilien und den Herzogen von Bretagne und Lothringen begehrte, und selbst die Einwohner von der Grafschaft Burgund zur Er-

greifung der Waffen heimlich aufmuntern lies *), foderte er durch seine Abgesandten zu Paris die abgetretenen Lande zurück, mit dem Versprechen, die Vermählung dennoch vollziehen zu lassen. Maximilian fand aber aller Orten unübersteigliche Hindernisse. Die Regentin Frankreichs hatte schon zu gute Maasregeln genommen, als daß sich andere Höfe in des Herzogs Sache verwickeln wollten; und Maximilian war von seinen Unterthanen so sehr eingeschränkt, daß seine Macht die Plane, welche seiner Klugheit so viele Ehre machten, nicht ausführen konnte.

Ueberhaupt war nun Maximilian in der verdrüßlichsten Lage. Seine Kinder waren von ihm entfernt, und seiner Aufsicht entzogen; seine Unterthanen mißtrauisch; seine Feinde mächtig; seine Einkünfte gering. Der Kaiser gab ihm wenig oder nichts; die Niederlande entzogen ihm einen grossen Theil der dortigen

*) Preuves & observations sur les Mémoires de Commines, vol. V. p. 333.

Einkünfte, unter dem Vorwande, daß sie seinem jungen Prinzen gehörten: und doch mußte er beständig gegen den französischen Hof in Bereitschaft stehen; war in dem Kriege wenig von den Seinigen unterstützet; oft durch Bestochene verrathen; und bei noch nicht so strenger Kriegszucht in der Gefahr, nicht selten gänzlich verlassen zu werden. Diese Umstände gaben Maximilians Betragen den größten Werth, indem sie seine edeln Tugenden durch einen unerschütterten Muth und duldendes Ausharren in das helleste Licht setzten, das uns die ganze Grösse seiner Seele sehen läßt. Seine Standhaftigkeit hatte endlich noch die höchste Prüfung auszuhalten.

Die Dreistigkeit seiner Feinde überstieg nun alles: die flandrischen Räthe des jungen Prinzen hatten ein Bündniß mit Karln von Frankreich wider ihn gemacht; die Städte Bruigge und Gent fingen sogar an, andere dem Herzoge noch ergebene Städte als Feinde zu behandeln. Nun mußte Maximilian aller seiner Macht aufbieten, um Gewalt gegen die Empörer zu gebrauchen. Seine glückliche

Eroberung der Stadt Audenarde und einiger der Stadt Gent nahe gelegener Schlösser; die Tapferkeit, womit er die Genter bei einem Ausfalle in die Stadt zurück schlug; und endlich die entstandene Uneinigkeit der Flandrer mit den Franzosen, welche den Aufrührern zu Hülfe gekommen waren, bewogen die Niederländer, sich dem Herzoge zu unterwerfen, und ihn für ihren Regenten zu erkennen. Er nahm nach dieser Aussöhnung Besitz von Gent; in welcher Stadt zwar nicht lange hernach ein neuer Aufruhr wider ihn entstand, den er aber bald stillte; worauf er einige der Aufrührer enthaupten, andere verbrennen ließ; der Stadt aber ihren Freiheitsbrief und ihr Geschütz hinweg nahm.

Nun schien ihm das Schicksal vortheilhaftere Aussichten in die Zukunft zu versprechen.

Der Kaiser Friedrich ersuchte die Reichsfürsten um die Wahl seines Sohnes, des Erzherzogs Maximilian, zum römischen Könige. Die Kurfürsten, welche dessen grosse Eigenschaften schon durch überzeugende Beweise hat-

ten kennen gelernt, willigten gern in Friedrichs Begehren, und Maximilian wurde zu Frankfurt (1486) als römischer König gewählt, und bald hernach zu Aachen gekrönt.

Diese neue Würde war für Maximilian kein leerer Titel. Er nahm an der Regierung des Reichs wahren Antheil; besuchte Reichstage; bestätigte Freiheitsbriefe der Stände; besorgte andere wichtige Geschäfte des Reichs, bis ihn neue Unruhen in die Niederlande abriefen.

Während dem, daß Maximilian in einem Krieg mit dem König in Frankreich, wegen der den aufrührischen Flandrern geleisteten Hilfe, verwickelt war, erregten die Bürger von Gent einen neuen Aufruhr, und verbanden sich heimlich mit den Einwohnern von Bruigge. Maximilian, weder mißtrauisch, noch furchtsam, war eben auf ihr Bitten nach Bruigge gekommen, einer Versammlung der Stände beyzuwohnen. Die Bürger schlossen nach seiner Ankunft die Thore, umringten (1488) das Schloß, tödteten einige seiner Dienerschaft, und brachten ihn endlich in ein geringes Haus,

worinn sie ihn sorgfältig bewachten. Seine Loslassung sollte er durch das Versprechen erkaufen, die Regierung der Niederlande abzutreten, seinen Sohn in Frankreich erziehen zu lassen, und sich in Zukunft in keiner andern niederländischen Stadt als zu Gent, Bruigge und Ypern aufzuhalten. Maximilian erhielt sich, bei diesem treulosen Verfahren seiner Unterthanen, in der edelsten Fassung des Geistes; Mässigung und Duldung waren ihm hie, wie jedem weisen Manne, Stuffen zu einer seltenen Erhabenheit; weder vom Zorne aufgebracht, noch von Furcht niedergebeugt, antwortete er, mit einer gewissen Grösse des Anstandes und der Würde, die allen Ehrfurcht einflößte: Er für seine Person könne sich zwar diese Bedingnisse gefallen lassen, dürfe aber ohne Einwilligung des Reichs und der burgundischen Stände nichts wichtiges vornehmen. Mit gleichem Edelmuth schlug er auch die Gelegenheit zu entfliehen aus, welche ihm Cunz von Rosen mit Verwechslung seiner Kleider vorschlug. „Wäre es auch, sagte er, ein sicheres „Mittel meiner Rettung, so ist es doch für „mich kein anständiges.“

Unterdessen erfüllte Philipp die Pflichten eines Sohnes durch seine Verwendung bei den niederländischen Ständen. Auch der Pabst, der Erzbischoff von Kölln, die Zurüstung des Kaisers, und alle deutsche Fürsten, welche über die Beschimpfung ihres Königs äusserst aufgebracht waren, brachten die Aufrührer dahin, daß sie den römischen König loslieſſen, doch nur unter diesen Bedingnissen, er solle zwar die Niederlande, Flandern ausgenommen, dem eine eigene Regierung verwilliget wurde, beherrschen, aber alle fremde Kriegsvölker fortschicken. Hier zeigte sich Maximilians edle Seele in ihrer ganzen Erhabenheit. Mit heiterer Gelassenheit und einer anständigen Fröhlichkeit gieng er jetzt aus dem Gefängnisse in die Kirche. „Nun haben wir endlich Frieden!" sagte er zu der um ihn versammelten Volksmenge *). Er beschwur den Vertrag, und war fest entschlossen ihn zu erfüllen. Doch konnte er das treulose Betragen der Stadt Bruigge

*) Fugger, S. 997.

nie vergessen. Er nannte sie immer seine ungetreue Stadt, und entzog ihr allmählich den Handel, welcher sie bisher zu dem reichsten Ort in den Niederlanden gemacht hatte. Ehe er sie verließ, sagte er den Bürgern noch einmal, mit aller Freimüthigkeit: Er sey nicht gesonnen, den Vertrag je zu brechen; er glaube aber nicht, daß der Kaiser ihn billigen werde; sie möchten sich also mit demselben auszusöhnen suchen. Friedrich, der Kaiser, hielt auch wirklich seine Ehre zu sehr beleidigt, als daß er bei diesem Verfahren hätte gleichgültig bleiben können. Er führte selbst ein Heer nach den Niederlanden, ließ durch ein besonderes niedergesetztes Gericht den Vertrag als erzwungen und nichtig erklären, und brachte es durch eine Belagerung von Gent und Verwüstung ihres Gebiets (so sehr auch Maximilian bat die Aufrührer zu schonen), endlich dahin, daß der Vertrag aufgehoben blieb; Maximilian die Regierung von Flandern wieder bekam; und die Städte Bruigge, Gent und Ypern öffentliche Abbitte thun mußten. Im nämlichen Jahre ward auch mit dem Könige in Frankreich der Friede geschlossen.

Maximilian konnte sich nun mit desto grösserer Betriebsamkeit auf innere Ruhe und Vergrösserung seiner Staaten verwenden. Die abermal aufrührischen Bruigger wurden durch die schärfsten Züchtigungen gebändigt; andere widerspenstige Brabanter und Holländer, welche unter dem Namen der böckischen Gesellschaft bekannt waren, unterwarfen sich ihm. Einen merklichen Zuwachs seiner Staaten erhielt er dadurch, daß ihm der alte Herzog Sigismund die Grafschaft Tyrol und seine übrigen Länder gegen eine jährliche Abgabe abtrat.

Nach des tapfern Mathias, Königs von Ungarn, Tode, brachte er es auch durch seinen Heldenmuth und die bewiesene Tapferkeit in dem Kriege mit Uladislaus, König in Böhmen, welcher auch zum König in Ungarn gewählt war, zu dem vortheilhaften Presburger Frieden, worinn der Kaiser Friedrich den vormals abgetretenen Theil Oesterreichs mit der Hauptstadt Wien wieder zurück bekam; Maximilian und Uladislans den königlichen Titel von Ungarn erhielten, doch so, daß letzterer das Reich wirklich besitzen, Maximilian nur die

Erbfolge nach dessen Tode haben sollte. Er suchte unterdessen auch seine Macht durch eine Vermählung mit der Herzogin Anna von Bretagne, der lezten ihres Geschlechtes, zu vergrössern; und ließ sich wirklich, nachdem er ihre Einwilligung erhalten hatte, durch einen seiner Gesandten antrauen.

Diese Verbindung, welche Maximilianen in den Besiz eines beträchtlichen und vortheilhaften Landes, Frankreich aber in die gefährlichste Lage würde gesezt haben, wuste der französische Hof durch seine gewöhnliche Staatskünste zu verhindern. Der König Karl von Frankreich entschloß sich, ohngeachtet der Verbindung mit der an seinem Hofe erzogenen Tochter des römischen Königs, sich mit der Herzogin von Bretagne zu vermählen. Die Herzogin wurde durch bestochene Räthe und durch die Gewalt der Franzosen, welche sie in ihrer Hauptstadt belagerten, endlich, wiewohl mit größtem Widerwillen, dahin gebracht, daß ihre Vemählung mit Karln, König von Frankreich, wirklich vollzogen wurde. Der römische König war dadurch vor den Augen des gan-

zen Europa beschimpfet *). Zweifach war die Untreue der Franzosen, an ihm und an seiner Tochter. Die Ehre seines Standes forderte ihn zur Rache auf. Maximilian verbunden mit Engeland, von den Reichsständen mit Geld unterstützt, fieng den Krieg wider Frankreich an, welcher aber, wegen der geschwinden Aussöhnung Engelands mit Frankreich, die gewünschte Wirkung nicht haben konnte. Maximilian trat dem Friedensschluß zu Senlis bei, worinn das Eheverlöbniß des Königs Karl mit Maximilians Tochter aufgehoben; diese Prinzessin ihrem Vater zurückgeschickt; die Grafschaften Burgund, Artois und Charlerois, mit der Herrschaft Noyers, dem römischen König wieder gegeben, den Franzosen aber Bretagne gelassen wurde.

Maximilianen wurde bald ein neuer Vorschlag einer Heirath mit Blanka Maria, der

*) *Magni occasionem scandali hoc factum in populo generavit*, sagt Trithem. *in Chron.* Sponh. *ad ann.* 1491.

Schwester des Herzogs Johann Galeaz von Mailand, gemacht. Die beträchtliche Geldsumme von dreimal hundert tausend Dukaten, welche ihr als Heirathsgut bestimmet wurden, waren für den römischen König, der zu seinen grossen Unternehmungen das Geld so nöthig hatte, zu reitzend, als daß er den Vorschlag nicht annehmen sollte; so sehr auch die deutschen Fürsten, theils wegen der für die Ruhe Deutschlands gefährlichen Verbindung, theils wegen dem noch zu neuen Geschlecht dieser Fürstin, ihr Mißfallen über diese Heirath bezeugten *). Einige Monate vor Vollziehung derselben starb der Kaiser Friedrich, nachdem er nur eine kurze Zeit das für ihn seltene Glück, den Frieden Deutschlands mit allen andern Staaten hergestellt zu haben, erlebet hatte.

Maximilian bestieg also (1493) den durch seinen Vater erledigten Kaiserthron. Die Ruhe der lezten Tage desselben genoß er aber nicht lang. Von der einen Seite fielen die Türken

*) Mémoires de Commines, L. VII, c. 3.

in seine österreichischen Erblande ein, und kehrten mit grosser Beute zurück. Auf der andern Seite rüstete sich der König von Frankreich, seine Ansprüche auf das Königreich Neapel mit Gewalt auszuführen. Da eine solche Vergrösserung der französischen Macht dem Gleichgewicht der europäischen Staaten nachtheilig würde gewesen seyn, mußte es Maximilian zu verhindern suchen. Um sich mit desto gösserem Nachdruck den auswärtigen Feinden entgegen setzen zu können, wollte er zuvor Deutschlands innerliche Ruhe festsetzen; trat deswegen auch seinem Sohn Philipp die beschwerliche Regierung der Niederlande ab, und schrieb seinen ersten Reichstag, auf welchem er von Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung zu handeln versprach, nach Worms aus. Auf diesem Reichstag verschafte Maximilian, durch sein unermüdetes Bestreben, Deutschland den ewigen Landfrieden, das kostbarste Geschenk, welches er ihm machen konnte, wonach es schon so lange sich gesehnet hatte, und dessen Früchte es nun nach Jahrhunderten noch mit dankbarem Andenken an den wohlthätigen Stifter geniesset. Zween Tage lang beschäftigte er sich unaufhörlich, von Morgens

bis Abends acht Uhr, mit Durchlesung der zum ewigen Landfrieden gemachten Entwürfe, und mit Prüfung der dabei gefundenen Anstände.

Durch diesen angestrengten Fleiß brachte es Maximilian dahin, daß unserm deutschen Vaterlande endlich auf diesem Reichstag die dauerhafte innere Ruhe, welche der Grund seines wirklichen Wohlstands ist, durch den ewigen Landfrieden hergestellet, und der verheerenden Wuth der Räubereien und des Faustrechts (1495) endlich ein Ziel gesetzt wurde.

Zur Befestigung dieses ewigen Landfriedens, war nach Maximilians tiefen Einsichten, ein wohlgeordnetes allgemeines Reichsgericht, wo Gerechtigkeit, innere Ruhe und Ordnung unter den Ständen gehandhabet würde, eine unumgängliche Nothwendigkeit. Er hätte freilich gewünscht, daß das Hofgericht, welches die Kaiser zu besetzen pflegten, und welches er schon mehrmalen, zuweilen auch unter seinem eigenen Vorsiz, gehalten hatte, dieses allgemeine Gericht seyn möchte; aber die Reichsstände, an deren Zutrauen und Unterstützung

Maximi-

Maxilianen in seiner wirklichen Lage so viel gelegen war, hatten ihr Verlangen nach einem andern mehr unabhängigen Reichsgericht schon so dringend geäussert, daß er es für gut befand, zu rechter Zeit nachzugeben, und in die Errichtung eines besondern Kammergerichts zu willigen. Diesem gestatte er die Gewalt, die Reichsacht zu erkennen; versprach den Richter und die Beisitzer nur mit Einwilligung der Stände zu ernennen, und den Lauf der Gerechtigkeit nicht durch Befehle zu hemmen. Die Kosten sollten von den Sporteln, und wenn diese nicht hinreichten, die ersten vier Jahre von dem zehenten Pfenning, hernach aber von dem römischen König gezahlt werden.

Durch alle diese Bemühung und Nachgiebigkeit konnte doch Maximilian nicht mehr als die Verwilligung einer Beihilfe von hundert und fünfzig tausend Gulden von den Reichsständen erhalten. Sie machten ihm endlich, weil sie wohl wußten, wie sehr er ihres Beistands bedürfe, und deswegen alles zu erlangen glaubten, sogar den Vorschlag, daß in seiner Abwesenheit ein Reichsregiment ange-

ordnet werden sollte, welches aus siebenzehen, theils von dem Kaiser, theils von den Reichsständen ernannten Personen bestehen sollte. Maximilian durchlas den Entwurf, konnte sich aber darüber mit den Ständen nicht vereinigen; er antwortete ihnen vielmehr mit einer ihm ganz eigenen Standhaftigkeit: Er habe bisher so regieret, daß niemand über ihn klagen könne. Er würde so fortfahren, und wolle durch verständige Hofräthe, welchen er bei vorfallender Abwesenheit einen Obern zugeben würde, die Geschäfte des Reichs besorgen lassen *)

Gleich nach diesem so merkwürdigen Reichstag eröfnete er das Kammergericht zu Frankfurt, und übergab dem Grafen von Hohenzollern, welchen er zum Richter ernannt hatte, den Zepter. Würde Maximilian die Aufrechthaltung dieses so gemeinnützigen Reichsgerichts nicht so nachdrücklich unterstützet, und selbst

*) Müller Reichstagstheater, II. Vorstellung, 39 Kap. S. 389.

eine Geldsumme, als der zehente Pfenning nicht richtig eingieng, zugeschossen haben; es wäre gleich bei seinem Entstehen wieder zerfallen, so wie es auch aus obiger Ursache schon auf einige Zeit wieder eingestellt war.

Unterdessen hatte der König von Frankreich Neapel, fast ohne Widerstand, erobert. Maximilian würde durch ein Bündniß mit den Venetianern, dem Herzog von Mailand, dem Pabst und dem König von Spanien, welcher bald hernach durch die Vermählung seiner Tochter Johanna mit dem Erzherzog Philipp noch mehr mit dem Hause Oesterreich verbunden wurde, in den Stand gesezt gewesen seyn, sich den französischen Waffen nachdrucksvoll entgegen zu setzen, wenn nur die deutschen Stände, mit Auszahlung der verwilligten Geldsumme, Wort gehalten hätten. Er konnte nur mit wenigen Völkern, zu deren Unterhalt ihm der Herzog von Mailand und die Venetianer Geldhilfe versprachen, nach Italien aufbrechen. Dort traf er zwar den König von Frankreich nicht mehr an; blieb aber dannoch fest entschlossen, seine grosse Absichten auszuführen: nämlich das

kaiserliche Ansehen in Italien festzusetzen; den Franzosen die eroberten Städte zu entreissen; ihre Bundesgenossen, die Florentiner, zu demüthigen; und sich der aus Frankreich nach Italien führenden Pässe zu versichern. Es setzten aber die, obwohl freundschaftlich gesinnten, aber auf seine Macht mißtrauischen Italiäner, seinen Unternehmungen alle mögliche Hindernisse. Die mit ihm verbundenen Venetianer, welche ihm die versprochenen Hilfsgelder nicht auszahlten, trieben nebst diesem ihre Untreue so weit, daß sie den ihm zugeschickten Hilfsvölkern, wie man aus aufgefangenen Briefen entdecket hat, den heimlichen Befehl gaben, seine Unternehmungen zu vereiteln.

Maximilian, über dieses treulose Betragen höchst aufgebracht, drohete Rache, und ohngeachtet aller Bemühungen der Italiäner, ihn zu besänftigen, hat er Italien eilend verlassen.

Deutschland hatte seine Gegenwart zur Befestigung des ewigen Landfriedens, an den man sich nicht so geschwind gewöhnen konnte,

höchst nöthig. Zu dessen Erhaltung verordnete er nicht allein auf dem Reichstag zu Freiburg, daß niemand den schon unter Friedrich dem III. zur Handhabung der öffentlichen Ruhe errichteten schwäbischen Bund verlassen sollte; er bewegte auch noch die benachbarten Stände, in denselben zu treten, oder dergleichen Bündnisse unter sich zu schliessen.

Mit den Schweitzern, welche sich be Grenzstrittigkeiten mit den Tirolern nicht nach den Gesetzen des ewigen Landfriedens fügen, noch weniger aber die Gerichtbarkeit des Kammergerichts anerkennen wollten, kam es endlich zu einem Kriege, der von diesem freiheitliebenden und muthigen Volke mit gewöhnlicher Tapferkeit geführt, und nach einer kurzen Zeit, aber mit desto grösserer Niederlage der Schwaben, Tiroler und Oesterreicher, geendigt wurde. Man besorgte eine neue Unternehmung von Seiten Frankreichs, und dieses machte den Frieden um so nothwendiger. In der Hoffnung, sich der Unterstützung der Reichsstände gegen diese auswärtigen Feinde desto gewisser zu versichern, genehmigte Maximilian den aber-

mal vorgelegten Plan eines Reichsregiments. Dieses hatte wirklich seine Sitzungen zu Nürnberg eröffnet; der erste Gegenstand seiner Beschäftigungen war, die Absicht des Königs von Frankreich, sich eines Theils von Italien zu bemächtigen, zu vereiteln.

Der neue König von Frankreich, Ludwig der XII, welcher den Herzog von Mailand, Ludwig Morus, durch Verrätherei gefangen hatte, begehrte sowohl von dem römischen König als dem Reichsregiment die Belehnung. Maximilian war zwar mehr zum Kriege wider ihn, als zur Bewilligung seiner Bitte geneigt; doch ließ er sich von dem Erzherzog Philipp, welchen Ludwig der XII, durch das Versprechen einer Heirath seiner Tochter mit dessen jüngern Sohn, und einer Aussteuer mit Mailand oder Bretagne, gewonnen hatte, dahin bereden, daß er einen Waffenstillstand mit Frankreich machte; und ohnerachtet, daß bald hernach die Könige von Frankreich und Spanien auch das Königreich Neapel eroberten, schloß er dennoch (1501), um die Vortheile seines Hauses zu befördern, zu Trient einen

Frieden mit dem ersten. Es sollte eine Wechselheirath zwischen des Königs von Frankreich und des Erzherzogs Philipps Kindern geschlossen, ersterer mit Mailand belehnt, dagegen aber von ihm dem römischen König gegen die Türken Hilfe geleistet, und dem Hause Oesterreich die Erbfolge in Spanien, Ungarn und Böhmen verschaft werden.

In Deutschland fand Maximilian viel Mißvergnügen an dem Reichsregiment. Diese, sein Ansehen so sehr schmälernde Einrichtung, war ihm abgedrungen; er fand nun auch dessen Thätigkeit zur Verwendung für seine Angelegenheiten minder wirksam, als er wünschte. Einige Stände fürchteten die Strenge desselben; andere scheuten die Kosten; Maximilian selbst hörte auf es zu unterstützen; und so verfiel es mit dem Kammergericht wieder in sein voriges Nichts. Er errichtete aber gleich, ohne die Stände zu fragen, ein neues Kammergericht zu Regensburg, und bewirkte dadurch sowohl die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit in Deutschland, als die Vergrösserung seines Ansehens und seiner Gewalt.

Zween seiner größten Entwürfe, sich Lorbeern im Schlachtfeld gegen die Türken zu sammeln, und seinen Sohn den Erzherzog zur kurfürstlichen Würde zu erheben, sah Maximilian durch Widersezlichkeit der Reichsstände vereitelt. Mit desto grösserem Glück aber wußte er, nach des Herzogs Georg von Landshut Tode, die Streitigkeiten der baierischen Herzoge mit dem Pfalzgrafen Ruprecht, zu benützen. Nebst dem Nachlaß einer beträchtlichen Geldsumme, welche er an Baiern schuldig war, erwarb er sich auch den Theil der Grafschaft Tirol, welchen die Herzoge von Baiern schon mehr als hundert Jahre besessen hatten. Er that in diesem fortdauernden baierischen Krieg Wunder der Tapferkeit, besonders in dem Treffen bei Regensburg gegen die böhmischen Hilfsvölker, welche der Gemahlin Ruprechts zugeschickt waren. Maximilian gieng der Gefahr und Tod so unerschrocken entgegen, daß er dreimal verwundet, und ihm das Pferd unter dem Leib erstochen wurde *).

*) Fugger, 5 Buch, 1152. S.

Die Folge seiner Tapferkeit war ein vollständiger Sieg. Als er hierauf die Belagerung des Schlosses Kuffstein übernahm, bewieß er nicht minder Stärke in Ueberwindung seiner Feinde, als seiner selbst. Der Befehlshaber des Schlosses, trotzend auf die Festigkeit desselben, und übermüthig durch seine lange und glückliche Vertheidigung, spottete der eiteln Bemühungen Maximilians.

Beleidigte Ehre und gereizte Rache besiegten endlich, was dem unternehmendsten Muth vielleicht unüberwindlich gewesen wäre. Maximilian zwang die Besatzung zur Uebergabe, verurtheilte sie zum Tod, und schwur dem, welcher für sie bitten würde, einen Backenstreich zu geben. Schon waren viele hingerichtet, als der Herzog von Braunschweig es wagte, für die übrigen zu bitten. Maximilian gab ihm einen sanften Schlag, und begnadigte die, für welche der Herzog gebeten hatte (1505). Auf dem Reichstag zu Kölln, wo sich Ruprechts Söhne und die Herzogen von Baiern Maximilians Ausspruche unterwarfen, sind diese bajerischen Streitigkeiten geendiget

worden; auch die Wiederherstellung eines gemeinschaftlichen Kammergerichts, welches der König und die Stände ernennen sollten, wurde hier beschlossen.

Während diesem baierischen Krieg erhoben sich neue Stürme im südlichen Europa, welche gleich Ebbe und Fluth in dem folgenden Leben Maximilians beständig abwechselten, und seinem Heldenmuth im Krieg sowohl, als seiner Staatsklugheit in Unterhandlungen und Bündnissen, reichen Stoff gaben.

Frankreich bekam mit Spanien Streitigkeiten wegen der Theilung des Königreichs Neapel. Der römische König schlug sich nun auf Spaniens Seite, dem er Hilfsvölker zuschickte, und Frankreich verlor dieses Königreich eben so geschwind, als es solches erobert hatte. Hierauf wurde der Friede zu Blois von dem römischen König mit Frankreich geschlossen (1504), wo der König von Frankreich und seine mit dem Erzherzog Karl verlobte Tochter Klaudin, gegen Auszahlung zweimal hundert tausend Livres, das Herzogthum May-

land zum Lehen bekam; auch wurde der Entschluß von dem römischen und französischen König und dem Pabst gefasset, dem republikanischen Stolz der nach Römer Grösse trachtenden Venetianer, Schranken zu setzen.

Dieser grosse Entwurf blieb auch diesmal ohne Ausführung. Neue Zwistigkeiten Maximilians mit Frankreich und Spanien wegen der Thronfolge seines Sohns Philipp in Kastilien, als seinem mütterlichen Erbreich, und die dadurch zum Uebergewicht anwachsende Macht des österreichischen Hauses, war nicht nur hier, sondern auch in den folgenden Zeiten, die Quelle von Eifersucht und Streitigkeiten zwischen beiden grossen Häusern. Der französische König Ludwig schloß mit dem spanischen, Ferdinand von Arragonien, ein dem Maximilian und seinem Sohn Philipp höchst nachtheiliges und schimpfliches Bündniß: er gab Ferdinanden seiner Schwester Tochter zur Ehe, deren künftigen Söhnen das Königreich Neapel versprochen wurde; und verlobte seine, dem Erzherzog Karl versprochene Tochter, mit dem Prinzen Franz von Angouleme, welcher nach ihm den französischen Thron bestieg.

So empfindlich auch diese Beleidigung für Maximilian war, so konnte er doch seiner gekränkten Ehre keine Genugthuung schaffen: es hinderte ihn ein Krieg mit den Ungarn, welche ihn von der versprochenen Thronfolge auszuschliessen suchten. Seine Siege und die Eroberungen von Oedenburg und Presburg, zwangen die Ungarn ihm ihre Krone, nach des Königs Uladislaus und seines während dieses Kriegs gebohrenen Sohnes Tod, aufs neue zu versprechen.

Das Angelegenste, was Maximilians Geist nun beschäftigte und die Summe seiner Wünsche ausmachte, war die so lang beschlossene Züchtigung der treulosen Venetianer und die Demüthigung ihres übermüthigen Stolzes. Dieses, Maximilianen so wichtige Vorhaben, war ihm nun um so leichter auszuführen; da der Geldmangel, das gewöhnliche Hinderniß seiner grossen Plane, um etwas gehoben war. Er hatte durch die glückliche Entscheidung der Streitsache wegen der Vormundschaft seines Enkels Karl in Spanien, eine jährliche Geldabgabe aus diesem Reich erhalten; auch die

Stånde des deutschen Reichs versprachen ihm auf dem Reichstag zu Kostnitz eine starke Unterstützung gegen den französischen König Ludwig den XII, welcher wirklich mit einem zahlreichen Heer in Italien, um Genua zu bezwingen, eingefallen war. Maximilians Zurüstungen zu einem italiänischen Heerzug geschahen nun mit der größten Betriebsamkeit. Nicht der Krieg allein, sondern auch seine Krönung zum Kaiser war zugleich die Absicht desselben. Die Venetianer, nebst dem, daß sie seinem Heer den Durchzug versagten, entdeckten auch dem König von Frankreich die freundschaftlichen Warnungen, die ihnen Maximilian wegen der Denkungsart dieses Königs gemacht hatte. Auch der Pabst sah den römischen König nicht gern in Italien; er bat ihn vielmehr seine Waffen gegen die Türken zu wenden, und ließ sich es sogar gefallen, daß sich Maximilian auch vor der römischen Krönung Kaiser nenne, um nur den König nicht in Italien zu sehen. Ohngeachtet dessen blieb Maximilian auf seinem Vorhaben, einen Zug nach Italien zu machen, nicht um sich krönen zu lassen, denn er nennte sich von nun an römischer Kaiser;

seine Gedanken giengen nun auf die treulosen Republikaner. Das kaiserliche Heer fiel zu drei Abtheilungen in das Gebiet der Venetianer, und jede derselben nahm einige feste Plätze weg. Der Lauf seiner siegreichen Waffen wurde aber bald wieder gehemmet; der Kaiser zog plözlich zurück, schon begnügt die eroberten Plätze besezt zu haben. Alles erstaunte über diesen plözlichen Zurückzug. Allein die Umstände erforderten ihn: die Hilfe der Reichsstände war nicht so nachdrücklich, als sie versprochen hatten; die Schweizer weigerten sich in Italien gegen die Franzosen zu dienen, und die Franzosen unterstüzten die Venetianer mit neuer Macht. Als hierauf die Venetianer nicht nur die eroberten Plätze wieder eingenommen, sondern auch nach einem Siege über die Oesterreicher, einen Theil der kaiserlichen Staaten erobert hatten: so gestatteten sie ihrem Feldherrn, nach Art der Römer, einen triumphirenden Einzug in Venedig. So beleidigend auch dieser Auftritt für den Kaiser war, so sah er sich doch gezwungen einen Waffenstillstand (1508) mit den Venetianern zu schliessen.

Bald darauf söhnten sich Maximilian und der französische Monarch zu Cambrai mit einander aus, und schlossen ein Bündniß mit dem König von Spanien und dem Pabst wider die Venetianer. Der Untergang der übermüthigen Republikaner wäre unvermeidlich gewesen, wenn alle Bundesgenossen so eifrig in dem Krieg, und so treu und standhaft in ihrem Bündniß wie Maximilian gewesen wären. Nebst dem verweigerten ihm auch (1509) die deutschen Reichsstände auf dem Reichstag zu Worms die begehrte Hilfe; er mußte sich damit begnügen, daß das Kammergericht die Venetianer in die Reichsacht erklärte: ein Urtheil, das, wenn der Kaiser siegte, unnöthig; und wenn er unglücklich kriegte, dem Ansehen des Reichs nachtheilig war. Die Franzosen hatten schon den Krieg mit der glücklichen Schlacht bei Agnadello geöfnet, als erst Maximilian das nöthige Geld und ein Heer von fünfzehn tausend Mann zusammen gebracht hatte. Gleich beim ersten Einfall in das venetianische Gebiet ergab sich Verona, Vicenza und Padua freiwillig an den Kaiser, während dem ein kleineres Heer die Plätze, welche die Venetianer

den Kaiserlichen zuvor abgenommen hatten, wieder eroberten.

Hier stand nun die Republik an dem Rand ihres Umsturzes. Nur noch in der Trennung ihrer Feinde lag Rettung. Es war schon so weit gekommen, daß der venetianische Gesandte kniend den Kaiser um Frieden bitten, ihm einen grossen Theil ihres Gebiets und einen jährlichen Tribut versprechen mußte. So angenehm Maximilianen die Erniedrigung eines zuvor stolzen Volkes war, so blieb er doch fest auf seinem Vorsaz, es ganz zu unterdrücken und seinen Bundsgenossen treu zu verbleiben. Der König von Frankreich, welchem der Krieg wider Vermuthen länger dauerte, verließ Italien; und der Pabst, welcher über den glücklichen Fortgang der deutschen Waffen eifersüchtig wurde, schloß bald hernach einen besondern Frieden mit den Venetianern.

Maximilian führte doch den Krieg mit allem Nachdruck fort; und als er sein Vorhaben, Venedig selbst anzugreifen, aus Mangel an hinlänglichen Schiffen, aufgeben mußte,

machte

machte er einen gefährlichen Zug durch besezte enge Pässe, um Padua, welches ihm wieder untreu geworden war, zu belagern. Allein der muthige Widerstand einer sehr starken Besatzung, und der herannahende Winter nöthigten ihn, nach einem vergeblich gewagten Sturm, die Belagerung aufzuheben *). Der Verlust aller vom Kaiser eroberten Plätze vereitelte wieder alle Früchte dieses Feldzugs.

Auf dem Reichstag zu Augsburg, welcher das Jahr darauf (1510) gehalten wurde, konnte es Maximilian durch sein Versprechen, die eroberten italiänischen Lande dem deutschen Reiche abzutreten, und durch dringende Vorstellungen des dabei gegenwärtigen französischen Gesandten, nur mit Mühe dahin bringen, daß ihm die Reichsstände eine Hilfe von sechs tausend Mann Fußvolk, und tausend acht hundert Reutern, bewilligten. Diese wurden aber nicht früh genug, noch in der versprochenen Anzahl

*) Leben Caspars und Georgs von Frundsberg, 8. S.

geschickt. Die folgenden Feldzüge in Italien, welchen der Kaiser nicht selbst beiwohnte, waren von geringem Erfolge. Der König in Spanien hörte auf, die Venetianer feindlich zu behandeln; der Pabst Julius suchte sogar durch geistliche Waffen, aus Mißtrauen auf seine weltliche, den König von Frankreich aus Italien zu vertreiben, indem er dessen ganzes Kriegsheer in den Kirchenbann that; es äusserte sich selbst zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich ein Kaltsinn, dessen Folge war, daß Maximilian mit den Venetianern, welche ihm vierzig tausend Dukaten versprachen, einen Waffenstillstand auf zehen Jahre (1512) schloß.

Nun nahm die ganze Lage der Sachen plözlich eine andere Wendung. Der Kaiser wollte das Herzogthum Mailand, welches, durch die von dem Pabst gereizten Schweitzer, fast gänzlich erobert war, lieber in dem Besiz eines Italiäners, als des mächtigen Königs von Frankreich sehen. Da er es für unmöglich hielt, dasselbe als ein Reichslehen einziehen zu können, so willigte er in den Vorschlag des Pabsts,

Mailand dem Sohn des Herzogs Ludwig, Maximilian Sforza, zu übertragen. Dieses war die Ursache neuer Verbindungen des Königs in Frankreich mit den Venetianern, und des Kaisers mit den Königen von Spanien und Engelland, und dem Pabst.

Der Krieg wurde mit vieler Hitze geführt. Das französische Heer Ludwigs des XII schlugen die Schweitzer in der grossen Schlacht bei Novara und trieben sie aus Italien; auf der andern Seite erhielten die Kaiserlichen und Spanier grosse Vortheile über die Venetianer. Maximilian selbst führte einige Völker zu dem mächtigen Heere, womit der König von Engelland die Stadt Terouane eingeschlossen hatte, und richtete die Belagerung dieses ihm wohlbekannten Platzes besser ein. Der König von Frankreich rückte zu einem Entsaz heran. Nun zeigte sich erst Maximilian, dessen Gegenwart zeither dem Heer unbekannt war, öffentlich; erinnerte seine Leute an den vormal auf dem nämlichen Felde erhaltenen Sieg, nahm den Helm ab, und sagte: „Ich bin grau geworden; aber mein Alter soll mich nicht hindern,

„euch ein Beispiel der Tapferkeit zu seyn.“ Die Gegenwart des Kaisers und seine Rede erregten allgemeines Freudengeschrei. Er zögerte nicht den Feind anzugreifen, warf selbst im hitzigsten Gefechte einen Franzosen vom Pferd, und erfocht einen vollständigen Sieg. Der König in Frankreich suchte diesem unglücklichen Krieg ein Ende zu machen, söhnte sich mit dem König in Spanien aus, und schloß einen Waffenstillstand mit dem Kaiser, während dem er nichts gegen Mailand zu unternehmen versprach.

Diese vielen auswärtigen Kriege hinderten keineswegs Maximilians Thätigkeit in einheimischen Geschäften des Reichs. Das Kammergericht wurde nicht nur erhalten, sondern auch durch eine sogenannte Visitation bestätigt; der allgemeine Landfriede und die Vollstreckung der gerichtlichen Urtheile, durch die von ihm gemachte Eintheilung Deutschlands in zehen Kreise, noch mehr befördert: acht Reichsräthe, welche er bewilligte, sollten mit ihm die Verbindung der Stände mit dem Reich, die Auszahlung der Reichssteuern und die gütliche

Beilegung der Streitigkeiten unter den Ständen besorgen. Seine eifrige Bemühungen bewirkten auch die Erneuerung des zur öffentlichen Ruhe so zuträglichen und ihm stets treuen schwäbischen Bundes. Nur den Herzog Ulrich von Wirtenberg konnte er nicht zum Beitritt bewegen.

Ein ganz sonderbarer Gedanke beschäftigte in dieser Zeit den Kaiser. Als seine zwote Gemahlin (1511) gestorben war, und (1512) die Gesundheit des Pabsts Julius wankend zu werden anfieng, suchte er dessen Coadjutor und Nachfolger zu werden. Liebe zur Ruhe oder Eifer für die Religion scheint weniger, als der ehrgeitzige Wunsch, das geistliche und weltliche Oberhaupt der Christenheit zu seyn, diesen Entwurf veranlasset zu haben. Aber der Pabst war, so wenig als die Kardinäle, geneigt, diese Absicht eines so mächtigen und thätigen Fürsten zu befördern. Die geistliche Gewalt des Pabsts war auch damal noch den Fürsten Europens fürchterlich genug, daß man auch von dieser Seite nicht wünschte, sie noch durch die weltliche unterstüzt zu sehen. Maximilians

Bemühungen und Versprechungen waren also vergebens.

Er war aber in einem nüzlichern Geschäft glücklicher. Durch eine genaue Verbindung mit den Königen Sigismund von Pohlen und Uladislaus von Böhmen, versicherte er seinem Hause die Nachfolge von beiden besagten Reichen. Diese Könige kamen auf seine Einladung nach Wien (1515), wo er sie mit grossem Pracht bewirthete, und an sie öffentlich eine so vortrefliche Rede hielt, daß alle Zuhörer darüber erstaunten, und viele, welche ihn vorher weniger schäzten, ihn nun bewunderten. Uladislaus bot ihm seine Tochter zur Gemahlin an; weil er aber schon sechs und fünfzig Jahre alt war, wollte er sich nicht mehr vermählen, sondern verabredete zwo andere Heirathen, die eine zwischen seiner Enkelin Maria und dem böhmischen Prinzen Ludwig, die andere zwischen einem seiner Enkel Karln oder Ferdinanden und der böhmischen Prinzessin Anna. Er ließ sich in dem Namen eines seiner Enkel, welcher noch nicht bestimmet war, dieser Prinzessin antrauen, mit dem

Versprechen, wenn keiner von beiden sie wählen würde, sie selbst zur Gemahlin zu nehmen.

Unterdessen wurde der venetianische Krieg mit wenig Nachdruck und abwechselndem Glück fortgesezt. Franz der erste, dieser tapfere und thätige König, welcher nun den französischen Thron bestiegen hatte, erneuerte die Verbindungen mit den Venetianern, eroberte Mailand, und stund seinen Bundesgenossen wider den Kaiser bei. Maximilian wollte mit einem Heer von dreisig tausend Mann Mailand wieder einnehmen; durch Untereue der Schweitzer aber und die Ausschweifungen seiner eigenen Soldaten, mußte er die Belagerung aufheben; und alle eroberte Plätze, Verona ausgenommen, geriethen wieder in die Hände der Feinde. Maximilian hatte bei zunehmendem Alter nicht Lust, einen so beschwerlichen Krieg in Italien, der für Deutschland nie etwas vortheilhaftes versprach, länger fortzuführen. Es wurde mit Frankreich zu Brüssel und Cambrai (1516) der Friede geschlossen, und das folgende Jahr mit Venedig. Franz behielt Mailand; dem Kaiser sollten zweimal hundert

tausend Dukaten von den Venetianern ausgezahlt, und ein kleiner Bezirk von Friaul abgetreten werden, dagegen er ihnen Verona wieder einräumen sollte. So gering war der Erfolg der grossen Zurüstungen und Verwendungen eines so langwierigen Krieges.

Das unruhige Betragen nebst der harten Regierung Ulrichs von Wirtenberg, und die neue Lehrsätze Luthers, beschäftigten nun Maximilians Aufmerksamkeit in Deutschland. Den ersten erklärte er nicht nur in die Reichsacht, sondern drang auch auf einen Krieg wider ihn von Seiten des Reichs; die Sache wurde aber endlich durch gütliche Vereinigung beigelegt. Dem andern gab er sicheres Geleit auf den Reichstag zu Augsburg; fand seine Gründe gegen die Mißbräuche des Ablasses gut; empfahl dem Pabst die Abstellung dieser und anderer Mißbräuche; mißbilligte aber die übrigen Lehrsätze Luthers.

Maximilians letztes Vorhaben, welches er noch auszuführen wünschte, war, die immer um sich greifende Macht der Türken zu hemmen,

Der Sultan Selim, welcher in kurzer Zeit Egypten erobert hatte, war nun mit den Persern in Krieg verwickelt. Der Kaiser hielt diesen Zeitpunkt für den günstigsten, die Türken anzugreifen. Er entdeckte dem Past Leo dem X, sein Vorhaben; dieser ließ es auf dem Reichstag (1518) zu Augsburg durch seinen Legaten unterstützen. Aber die deutschen Stände, welche überhaupt Maximilians auswärtige Kriege mißbilligten, und in die Vorschläge des Pabsts allzeit ein Mißtrauen sezten, behaupteten vielmehr, man sollte den Feind der deutschen Freiheit nicht in der Türkei, sondern in Italien suchen und demüthigen. *). Sie willigten nur in eine mittelmässige Kopfsteuer auf drei Jahre zu einem Türkenkriege, worüber sie sich noch auf einem andern Reichstag berathschlagen wollten.

*) In der damals bekannt gewordenen Rede, die dem berühmten Ulrich von Hutten zugeschrieben wird, heißt es: *Turcam profligare vultis, laudo propositum. Sed vereor, ne erretis in nomine; in Italia quaerite, non in Asia.* Freher T. II, p. 703.

Maximilian konnte seine Absicht auf die Türken nicht ausführen. Von einem unglücklichen Fall mit dem Pferd, welchen er schon vor achtzehn Jahren gethan hatte, blieb ihm eine Unpäslichkeit zurück, welche sich endlich in ein schleichendes Fieber verwandelte *). Als er auf einer Reise nach Inspruck kam, wollte niemand seinen Wagen und seine Pferde aufnehmen (den 12ten Jenner 1519), weil einige Bürger noch Schuldforderungen an ihn hatten. Diese Beschimpfung vergrösserte seine Krankheit so sehr, daß er bald hernach zu Wels starb. Der Tod, welchem er sich selbst so oft genahet hatte, war ihm weder unerwartet, noch schrecklich; er führte sogar seit mehrern Jahren einen Sarg bei sich.

Während seiner lezten Krankheit bereitete er sich mit der, weisen Männern eigenen Standhaftigkeit, zum Tode. Den Räthen, welche ihm beibrachten, er möchte sich zum Tod gefast machen, sagte er: „Dieses habe

*) Gruinbeck. p. 95.

„ich schon gethan, sonst wäre es jezt zu spät." Seine betrübte Dienerschaft tröstete er mit den Worten: „Was weinet ihr, daß ihr einen „sterblichen Menschen sterben sehet?"

Maximilian war von mittlerer Grösse; sein Angesicht angenehm; die Stirn gewölbt; die Nase gebogen; der Mund zierlich; sein Gang majestätisch; er hatte blaue Augen und gelbliche Haare. Naturübung und Mässigkeit gaben seinem Körper Gelenksamkeit, Stärke, und eine so dauerhafte Festigkeit, daß er die größten Beschwernisse, alle Speisen, jede Witterung ertragen konnte. In ritterlichen Spielen und im Tanzen behauptete er fast vor allen seinen Zeitgenossen den Vorzug. Bei Thurnieren zeigte er oft seine Geschicklichkeit, erhielt immer Preise, vergaß aber auch nicht selten seine Würde und die Wichtigkeit seines Lebens. Als zu Worms wo er einen Reichstag hielt, alle Deutschen von einem französischen Ritter herausgefordert wurden, ohne daß einer sich erbot mit ihm zu kämpfen, nahm Maximilian die Ausforderung an, überwand den Fremdling, und glaubte dadurch die Ehre seines Volks

gerettet zu haben. Die Kühnheit, womit er bei Kämpfen und Jagden, besonders bei der von ihm so sehr geliebten Gemsjagd, sich den größten Gefahren aussezte, die Gegenwart des Geistes, die Geschicklichkeit und Stärke, womit er dieselben abwendete, sind den schwächern Menschen unseres Zeitalters kaum glaublich. Er war bei einer Gemsjagd *) auf einen steilen Felsen geklommen; der Hund, welchen er mit einem Seile fest an sich gebunden hatte, fieng an zu entlaufen, und ihn in einen unabsehbaren Abgrund zu ziehen. Maximilian konnte sich weder halten, noch das Seil los machen, fand aber Mittel dasselbe um einen Baum zu schlingen und sich dadurch das Leben zu retten. In Brüssel befahl er einst, zween Löwen loszulassen, und trieb sie, als sie ihn anfielen, mit einer Schaufel zurück.

---

*) Nähere Nachrichten von einer solchen Gemsjagd des Kaisers findet man beim Ghilini *de Exped. Ital. Maxim*, Freher. T. III. p. 97. Die Erzählung von seiner angeblich wunderbaren Befreiung von einem fast unersteiglich hohen Felsen, ist bekannt.

Eben so unerschrocken war er im Kriege. Oft drang er allein in ganze Schaaren von Feinden. Als ihn einst zween französische Reuter anfielen, tödtete er den einen und nahm den andern gefangen. Bei einer andern Gelegenheit trieb er allein sechs Reuter zurück *). Doch war sein Muth nicht Tollkühnheit: Ueberlegung und Klugheit begleiteten ihn in der Gefahr; damit verband er eine besondere Geschicklichkeit in der Waffenübung, und eine genaue Kenntniß der Kriegskunst.

Nie verlor er eine Schlacht. Er wußte sehr gut ein Treffen anzuordnen und den Feind durch Kriegslist zu täuschen. Das Kriegswesen in allen seinen Theilen machte er sich ganz zum Geschäft; richtete selbst mit größter Genauigkeit die Kanonen; erfand schweres Geschüz zu Belagerungen, Mörser zum Feuerwerfen, und eine Art eiserner Kugeln; richtete zuerst ordentliche Regimenter von Landsknechten

*) Fugger, p. 1374; Theuerdank, 82-83, Kap.

auf, welchen er die jezt noch gewöhnlichen Gattungen von Befehlshabern gab, und ließ endlich auch zuerst ein Kriegsrecht entwerfen.

Bei so vielen kriegerischen Kenntnissen vernachlässigte Maximilian die Künste des Friedens nicht. Das glücklichste Gedächtniß, unterstüzt von reifer Beurtheilungskraft, hatte ihm die Erlernung vieler Wissenschaften und Sprachen erleichtert; und eine unersättliche Wißbegierde unterhielt seinen Eifer für alles was wissenswerth war, bis in das späteste Alter. Schon bei reifern Jahren erlernte er noch Baukunst, Zeichnen und die Bergkunde, wodurch er seine Einkünfte nicht wenig erhöhte. Besonders liebte er die Geschichte: „Ein Fürst, „sagte er, welcher die zu einer guten Regie„rung nöthige Geschichte nicht kennt, verdie„net meine Achtung nicht.“

Seine Hochschätzung für gelehrte Männer, deren er einige, um Urkunden, Münzen, und andere Denkmäler der Kunst zu sammeln, reisen ließ, andere mit grossem Gehalt in seine Dienste lockte, war fast unbegrenzt: „Nüzliche

„Gelehrte, sagte er, sollten eher befehlen, als „gehorchen.“ Er selbst las viel, sprach gern von Wissenschaften, schrieb selbst einige Werke. Aus seinen Reden und Bemerkungen wurden verschiedene Bücher, das eine von der Natur der Thiere, ein anderes von der Geschichte seiner Eltern, und auch eine Sammlung von Sprichwörtern und sinnreichen Reden verfertigt. Durch sein Beispiel ermuntert, erwachte auch bei andern Fürsten Deutschlands die Liebe zu den Wissenschaften; und Aufklärung des Vaterlands wurde dadurch nicht wenig befördert. Doch waren Maximilianen die Wissenschaften und schönen Künste, worunter auch vorzüglich die Musik war, deren er nicht nur Liebhaber, sondern auch Kenner und Meister war, nur Erholung von ernsthaften Geschäften des Staats. Sein rastloser Geist stürzte sich von Geschäften in Geschäfte, und hielt auch mit angestrengter Thätigkeit aus. Er stund früh auf, arbeitete bis spät in die Nacht, sprach oft selbst, während der Mahlzeit und gleich hernach, von wichtigen Geschäften. Allen Hindernissen und Beschwerlichkeiten arbeitete er unermüdet entgegen. Seine Staatsklugheit und die ge=

naue Kenntniß der innern Verfassung anderer Staate erzeugten öfters die weisesten Entschliessungen, welche seine Geschäftigkeit mit dem glücklichsten Erfolg belohnten.

Seine ehrfurchtsvollen Gesinnungen gegen Gott und die Religion, die er ohne Heuchelei verehrte, nährte und stärkte er durch öfteres Lesen der heiligen Schrift. Die ihm so angenehmen Belustigungen der Jagd unterbrach er, um Prozessionen, wenn sie ihm begegneten, beizuwohnen. Doch sah er nur zu wohl die damalige Sittenverderbniß der Geistlichkeit und die gehäuften Misbräuche ein, die einer Verbesserung bedurften. Seine Gottesfurcht bestand nicht blos im Aeusserlichen: viele Tugenden, die er übte, zeigten, wie viel Einfluß sie auf sein Herz hatten. Seinen Feinden, welche ihn um Gnade baten, verzieh er leicht. Er sagte einst: „Ich muß derer, welche sich „gegen mich vergangen haben, schonen, damit „ich ihnen öfters vergeben und sie besiegen „kann.“ Er war zwar gähzornig, wußte aber, wenn er es für nöthig hielt, seinen Zorn geschickt zu verbergen. In der ersten Hitze ließ

er

er hart strafen; und die Besatzung einer Festung, welche einen Sturm abwartete, wurde selten von ihm geschont. Zu einer Zeit, wo die Kriege mit weit weniger Menschlichkeit als jezt geführet wurden; wo Brennen und Plündern unter die gewöhnlichen Arten, dem Feind Schaden zu thun, gehörte; und wo die Landsknechte und Soldaten sich alle Ausschweifungen erlaubt hielten, war eine solche Härte noch eher verzeilich: sie war wenigstens keine Folge einer grausamen Gemüthsart Maximilians.

Gerechtigkeitsliebe war eine der vorzüglichsten seiner Regententugenden. Er strafte mit Strenge, besonders jene, welche den Landfrieden brachen, und die Edelleute, welche von kleinen Kriegen und Räubereien lebten, die man Heckenritter zu nennen pflegte. Schmeicheleien und Verleumdungen gab er kein Gehör. Er war gewöhnlich herablassend und gnädig. Oft wohnte er den Lustbarkeiten seiner Räthe und Diener bei, ohne Zwang darüber zu verbreiten. Jeden, Vornehme und Geringe, redete er mit Freundlichkeit an; gab

allen Gehör, nahm jede Bittschrift an. Denen, welche ihn knieend anreden wollten, befahl er aufzustehen. Selbst die, deren Bitte unerhört blieb, giengen vergnügt über sein leutseliges Betragen von ihm. „Es soll, war oft sein „Ausdruck, kein getreuer Unterthan betrübt „von seinem Fürsten hinweg gehen.“ Die Angelegenheiten der Armen empfahl er seinen Räthen vorzüglich. Seine Diener und Soldaten behandelte er als Vater und Freund: Gefahren, Beschwerlichkeiten und Mangel theilte er mit ihnen. Dieses alles erwarb ihm allgemeine Liebe. Oft betete man freiwillig für seine Erhaltung. Die Kriegsvölker, welche ihn recht kennten, wollten ihm lieber für geringen Sold, als andern gegen gute Bezahlung dienen. In einem Jahrhundert, wo die Neigung zum Trinken noch ein Hauptzug in dem Charakter der Deutschen war, haßte Maximilian dieses Laster, und man sah ihn nie betrunken. Durch sein Beispiel gereizt errichtete der Adel in Kärnthen, Krain und Steiermark eine Gesellschaft gegen das unmäßige Trinken und Fluchen.

Maximilian genoß in seiner ersten Ehe auch die häuslichen Freuden an der Seite einer Gemahlin, die er zärtlich liebte. Weniger beglückend war seine zwote Ehe. Die Kaiserin Blanka war schön und tugendhaft; aber ihre Sinnesart stimmte doch nicht ganz mit der seinigen überein: er blieb mistrauisch und kaltsinnig gegen sie. In den Vergnügungen der Liebe war er zwar nicht ausschweifend; doch zeugte er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin einige unehliche Kinder.

Ueberhaupt war dieser grosse Mann nicht ganz von Schwachheit frey. Seine Kühnheit in Kriegen, Kämpfen und Jagden wäre kaum einem Privatmann, am wenigstem dem Beherrscher vieler Völker, der sein Leben dem Staat schuldig war, erlaubt gewesen. Der Nutzen der Sparsamkeit und des Geldes war ihm allzuwenig bekannt; dadurch, und durch die untreue Verwaltung seines Schatzes, welche er Leuten, die sich nur zu bereichern suchten, überließ, gerieth sein Finanzwesen in den schlechtesten Stand. Natürliche Gutherzigkeit und Neigung zur Pracht, verleiteten ihn auch

zu allzugrossen Ausgaben. Als ihm sein Vater die nachtheiligen Folgen seiner Freigebigkeit vorstellte, antwortete er: „Ich will ein König „über Menschen, die Geld besizen, nicht über „todte Schäze seyn." Zu andern sagte er: „Die Erzherzoge von Oesterreich haben mehr „durch Freigebigkeit, als andere durch Geiz „gewonnen.

Diese Denkungsart zeigte ein edles Herz, aber sie hatte nachtheilige Folgen. Maximilian mußte zu jedem grossen Unternehmen die deutschen Stände und Fremde um Hilfsgelder bitten, und hiemit viele Zeit versäumen; oft hielt in Geldmangel im siegreichen Laufe seiner Waffen auf; sogar seine Begräbnißkosten mußten mit entlehntem Geld bestritten werden. Seine Ruhmbegierde, sein Ehrgeiz, sich durch kriegerische Thaten hervorzuthun und neue Eroberungen zu machen, verleiteten ihn zu gar vielen Kriegen; und was noch schlimmer war, zuweilen zu Verletzung seiner Bündnisse, wodurch er sich von vielen den Vorwurf der Unbeständigkeit zuzog. Seine Bemühungen, den Arraser Frieden zu zernichten, und sein Bündniß

gegen die Venetianer, gereichen ihm nicht zur Ehre. Doch geschah beides gegen untreue, gefährliche Feinde, und zu einer Zeit, wo die meisten andern Fürsten die Staatskunst hauptsächlich darinn sezten, von den Umständen Vortheil zu ziehen, ohne sich an Verträge und gegebenes Wort zu binden. Maximilian hielt sein Versprechen auch gegen seinen Vortheil, sobald er nicht argwöhnte, daß andere ihn hintergeben wollten. Die Hindernisse, welche die Reichsstände jenen vielfältigen kriegerischen Entwürfen des Kaisers, unter dem Vorwand, mit mehr Nachdruck für die innere Ruhe Deutschlands zu sorgen, entgegen sezten, erweckten oft seinen Unwillen: „Wenn, sagte „ er einstens, einem Kaufmann ein Pfeffersack „ geraubt wird, so verlangt man, daß ich das „ ganze Reich aufbieten soll; wenn aber „ wichtige, ganze Herzogthümer und Reiche „ betreffende Angelegenheiten auszumachen sind, „ so ist man unthätig *).“

*) Leben Göz von Berlichingen. 131 S.

Maximilians Regierung war für Deutschland und für seine eigenen Staate sehr wichtig. Er brachte die Niederlande und die Grafschaft Görz an sein Haus; er legte den Grund zu Erwerbung der Königreiche Spanien, Ungarn und Böhmen; er war der eigentliche Stifter des Reichshofraths und einer österreichischen Renntkammer; noch kurz vor seinem Tode wollte er auch einem Abgeordneten aus jedem seiner Länder in den Hofrath setzen. Die Anordnung des Reichskammergerichts; die Befestigung des Landfriedens! die Eintheilung des Reichs in zehn Kreise; die Wiederherstellung des Ansehens der Deutschen, in Italien und bei andern Auswärtigen, sind bleibende Folgen seiner Thätigkeit. Wahr ist es, daß die Reichsstände durch den Eifer, womit sie auf die Verbesserung des innern Zustands ihres Vaterlands drangen, und durch die Standhaftigkeit, womit sie dem Kaiser, vor Berichtigung dieser Angelegenheiten, eine nachdrückliche Hilfe gegen seine Feinde versagten, zu jenen glücklichen Wirkungen vieles beitrugen. Aber unter einem weniger thätigen und großgesinnten Kaiser, würden dennoch diese

Bemühungen gutgesinnter Stände vergeblich gewesen seyn. Nicht alle Fürsten Deutschlands dachten eben so. Einige liebten mehr Verwirrung und Unordnung, und suchten nur einen leeren Vorwand, um dem Kaiser ihre Hilfe zu versagen. Die meisten scheuten die zur Ausführung guter Anstalten nöthige Kosten. Auch unter Friedrich dem dritten hatte man eben so sehr, aber vergeblich, auf Herstellung der Ruhe und Ordnung gedrungen.

Es war also ein einsichtsvoller und wirksamer Kaiser nöthig, der, wie Maximilian, Eifer für das Gute; die Kunst, das unterschiedene Interesse der Stände zu verbinden; die Gedult, ihre Einwürfe anzuhören, zu prüfen, und in einigen Stücken nachzugeben, besaß. Er würde noch mehr für sein Vaterland gethan haben, wenn er nicht allzuviele auswärtige Kriege geführt hätte. Der geringe Erfolg dieser Kriege war nicht sowohl dem Mangel seiner Einsichten und Tapferkeit, als vielmehr dem Geldmangel und der geringen Unterstützung der Reichsstände beizumessen.

Maximilian der erste und Rudolf von Habsburg hatten beinahe gleiche Verdienste um

Deutschland und ihr Geschlecht. Beide stellten die Ruhe wieder her; Beide vergrösserten das Ansehen ihres Vaterlands und ihres Hauses; beide verschaften ihren Kindern vortheilhafte Vermählungen; beide waren klug, gnädig, tapfer und thätig; beide liebten den Krieg. Aber Rudolf zog, um mit mehrerem Nachdruck die Ruhe Deutschlands herstellen zu können, den Frieden vor, und nahm an auswärtigen Angelegenheiten wenig Antheil. Maximilian hingegen versäumte zuweilen die innern Angelegenheiten seines Reichs, um sich mit auswärtigen zu beschäftigen. Rudolf war sparsam, Maximilian gab zu vieles Geld aus. Rudolf hielt sein Wort unverbrüchlich, Maximilian ließ sich zuweilen aus vermeinter Staatsklugheit verleiten, es zu brechen. Rudolf hatte vielleicht in seiner Jugend zu wenig Nüzliches, Maximilian zu viel Unnüzes gelernt. Rudolf that nichts, Maximilian aber vieles für die Wissenschaft.

Edler Zug
aus dem Leben
Ludwig des Frommen.

Wenn Ludwig blos Aquitanien zu regieren gehabt hätte, sagt der Geschichtschreiber der Deutschen, so würde er als ein Titus in der Geschichte erscheinen. * Dieses Reich erhob er auf eine solche Stufe von Glückseligkeit, daß kaum Jemand war, der eine Klage hören ließ.

Karl der grosse selbst bewunderte ihn. Einst, als ihm der Gesandte, den er mit wichtigen Aufträgen zu seinem Sohne schickte, die Antwort zurück

*) S. Schmidts Gesch. d. Deutschen in dem Leben dieses K.

brachte, wurde er mit unbegränzter Freude erfüllt; er zerflos in Thränen, und sagte zu den Umherstehenden: o Freunde! wir können uns Glück wünschen, uns von der männlichen Klugheit dieses Jünglings übertroffen zu sehen. *) Ludwigs Leben ist reich an guten Handlungen, ich möchte fast sagen: er wäre unter die grossen Männer zu zählen, wenn er nicht so ganz in die Reihe der guten Menschen gehörte. Es würde eine ungeheure Seelengrösse und ein weniger sanftes, ja weniger gutes Gemüth erfordert, wenn er sich, bei seiner Erziehung, über alle die geheiligten Vorurtheile seiner Zeit hätte hinweg setzen sollen. Um groß zu seyn, mußte er mehr Geistesstärke haben als sein Vater Karl der grosse, der mit anderer Bildung, ganz andern Begriffen, anderer Leitung und von andern Menschen umgeben, die Regierung antrat. Er wurde das Opfer seines edeln Sinnes und milden Herzens.

Ein Zug aus seinem Leben, der eben so erhaben als schön ist, zeigt ihn ganz; und dieser verdient hier ein Denkmal, weil er in den

---

*) Astron. im Leben Ludwig des f. bei Freher.

Augen der Menschheit das Leben mehr als eines blos grossen Mannes verdunkelt.

Ludwigs ältere Söhne hatten sich vereinigt, ihren Vater zu bekriegen, und der Regierung zu entsetzen. Ihre Kriegsheere stiesen in Elsaß zusammen. Ludwig erschien mit den seinigen, suchte aber durch Unterhandlungen seinen Söhnen friedliche Gesinnungen einzuflösen. Während diesen fiel der gröste Theil seiner Partbey von ihm ab, und gieng zum feindlichen Heere. Ludwig befand sich nun mit den wenigen Treuen ganz ausser Stand, sich seinen Söhnen zu widersetzen. Als jene Verhaltungsbefehle von ihm begehrten, sagte er ihnen mit feierlichem Ernste und gerührtem Herzen: Ich befehle euch: geht zu meinen Söhnen; ich will nicht, daß meinetwegen nur ein einziger das Leben oder ein Glied verliere. Sie weinten und giengen.

DER STADT
AUGSBURG

Bio

Klein

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Anton, 1748-1810

Leben und Bildnisse der großen Deutschen

Bd.: 2

Manheim 1787

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 4064 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11235955-9
VD18 12269646-001